

Philos.

119

Staatl Bibliothek
Regensburg

6
Zuo
königl. Bibliothek
in
Regensburg.

R e s u l t a t e
der
philosophirenden Vernunft
über die Natur
des
Vergnügens, der Schönheit
und
des Erhabenen.



L e i p z i g,
bey Siegfried Lebrecht Crusius 1793.

Rechnung

Joseph von V...

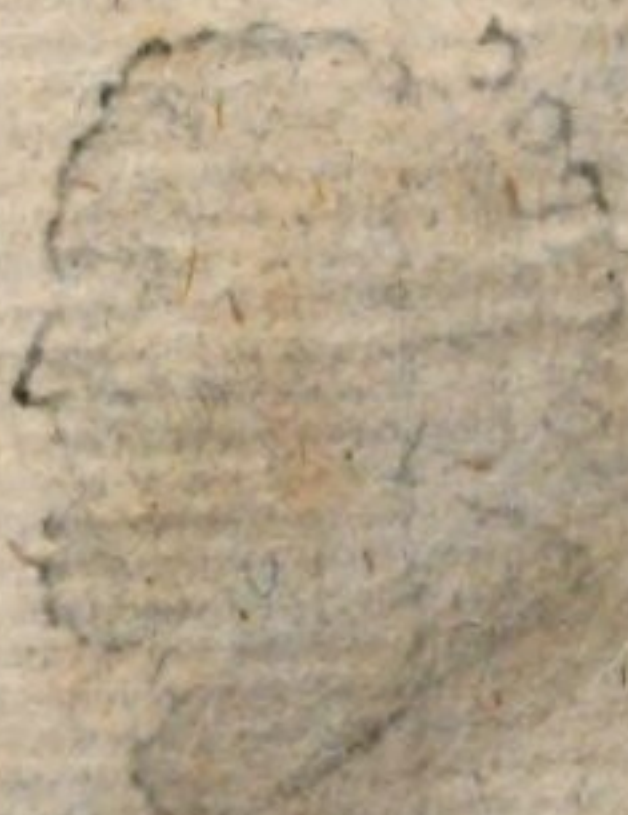
über die Natur

der

Vergänglichkeit der Schönheit

in

des Erhabenen



Staatl. Bibliothek
Regensburg

ms

S e i n e n
t h e u e r n F r e u n d e n
D. Heinrich Stephani
u n d
D. Johann Samuel Ersch
z u m
D e n k m a l
seiner Hochachtung und Liebe
d e r
V e r f a s s e r.

Seinen

theueren Freunden

D. Heinrich Strophmann

und

D. Johann Samuel Ersch

mit

D e n k m a l

seiner Hochachtung und Liebe

der

Vorfälle

Vorbericht.

Wenn ich den Freunden der Philosophie und insbesondere der schönen Wissenschaften, so wie dem Künstler, der sich nicht blindlings den Eingebungen seiner schöpferischen Phantasie überläßt, sondern auch den urtheilenden Verstand um Rath befragt, in diesem Werke die Hauptresultate über die Natur des Vergnügens, der Schönheit und des Erhabenen sammeln, und ihnen zu Unter-

* 3

suchun-

suchungen über diese Materien den reichhaltigsten Stoff an die Hand geben wollte: so dürfte ich mein Vorhaben selbst wohl keineswegs noch weiter zu rechtfertigen suchen; und nur der Weg allein, den ich bey diesem meinen Ziele einschlug, nur der Erfolg meines Unternehmens wird bestimmen können, ob die darauf verwandte Mühe verloren, oder den Dank des Publikums, das ich mir wählte, zu erhalten im Stande ist.

Dafs es bey einem so grofsen, aber vereinzelt und zerstreuten, Schatze, wie ihn unsere jetzige Literatur fast in allen ihren verschiedenen Fächern aufzuweisen hat, immer willkommener und nothwendiger werden dürfte, wenn die von den vorzüglichsten Philosophen über wichtige Gegenstände gefundenen Resultate eines unbefangenen Nachdenkens, ihren Hauptmomenten nach, zusammengestellt, und so gleichsam die vertheilten Strahlen der philosophirenden Vernunft unter einen Brennpunkt vereinigt würden — darf ich nicht erst erinnern. Es ist eine bekannte, wenn gleich oft vergessene, Wahrheit, dafs nur durch eine richtige Würdigung und Benutzung der von unsern

unfern Vorgängern überlieferten Früchte ihrer Untersuchungen, weitere Fortschritte in der Kultur und eine endliche Erreichung des großen Zieles der philosophirenden Vernunft denkbar sey; daß nur durch sie möglich wurde, was jetzt wirklich geleistet ist, und daß der Mensch ewig auf derselben Stufe der Aufklärung stehen bleiben müßte, wenn er mit stolzer Anmaßung, die nur Folge einer gänzlichen Unkunde der Eingeschränktheit seiner Kräfte seyn kann, auf die schon errungenen wichtigen Vortheile des menschlichen Geistes resigniren, und nicht von da aus den Weg zur Vervollkommnung antreten würde, wohin ihn vorhergehende Geschlechter schon brachten; wenn er bey seiner, nur auf einen sehr beschränkten Horizont eingeschlossenen, Sehkraft noch das heilsame Anerbieten ausschlagen wollte, auf die Schultern des Zeitalters zu treten, und seinem kurzen irdischen Leben gleichsam eine Dauer von vielen Jahrhunderten anzusetzen.

Wie dürftig dann Beobachtungen, und wie schief und einseitig Urtheile ausfallen, und unserer eingeschränkten Natur zu Folge nothwendig aus-

fallen müssen, kann man in einem sehr einleuchtenden Beyspiele aus nachstehender Abhandlung über die Natur des Vergnügens erläutert finden, wenn man die von Villame und vorzüglich von Abicht über diesen Gegenstand aufgestellten Resultate mit den von einem Du Bos, Mendelsohn, Helvetius und Platner gefundenen vergleicht, die gleichwohl Vorgänger dieser beyden Philosophen waren, und zu befriedigenden Aufschlüssen über diese Materie die glücklichste Bahn gebrochen hatten.

Durch die glücklichen Entdeckungen, welche die philosophirende Vernunft auf dem in den neuesten Zeiten eingeschlagenen Wege gemacht hat, ist das Studium der von vorzüglichen Selbstdenkern über einen und eben denselben Gegenstand aufgestellten Resultate ihrer Untersuchungen noch lehrreicher, als jemals, geworden. Denn Materialien werden erst dann recht nützlich für uns werden können, wenn man sie gehörig zu verbinden, zu ordnen, und ein harmonisches Ganze aus ihnen hervorzubringen weiß. So wie sie, unverbunden, schon in der Sinnenvvelt nur eine unnütze und beschwerende Last sind: eben so,

ja

ja noch mehr, müssen sie diese Wirkung in der Ideenwelt äussern, müssen sie der Denkkraft völlig ihre Selbstthätigkeit rauben, oder wenigstens in einem hohen Grade erschweren und unterdrücken. Und wie sollte man sie so verbinden und ordnen können, als es ihre Natur verlangt, wenn man nicht die nothwendigen, unveränderlichen und durchaus wesentlichen Merkmale aller vorgestellten Dinge überhaupt, das Kennzeichen der nächsten Gattung und des nächsten Unterschiedes angeben, das Allgemeine von dem Eigenthümlichen und Besonderen, das Zufällige von dem Nothwendigen absondern kann. Nur erst mit der Feststellung eines obersten Princip, auf das sich alles Mannigfaltige zurückführen lässt, eines Mittelpunkts, in den sich alle verschiedenen Strahlen vereinigen, eines ersten Ringes, an den die ganze fortgeführte Kette des Stoffes zu befestigen ist, nur erst mit der errungenen Selbsterkenntnis der Vernunft, mit der Entwicklung der ewigen Gesetze des menschlichen Vorstellungsvermögens, nur erst dann wird die Vergleichung und Nebeneinanderstellung von Resultaten, dieses grosse Mannigfaltige, lehrreich und angenehm werden können, wann wahr-philosophisch

sophisch bestimmte Begriffe den schätzbaren Materialien zu ihrer Befestigung und Verkettung zum Grunde zu legen sind.

Diese nur kurz berührten Gründe, die in mir schon seit langer Zeit den Plan zu ähnlichen Unternehmungen, wie ich hier über die drey Gegenstände des Vergnügens, der Schönheit und des Erhabenen ausgeführt habe, gebildet hatten, wurden nicht wenig verstärkt, als ich die Theorie des sentiments agreables des Herrn von Pouilly las und zu verdeutschen beschloß. *) Der rasche Schwung, dachte ich, den der Flug des menschlichen Geistes in den neuesten Zeiten genommen hat, die wichtige und noch jetzt fortdauernde Revolution in dem Reiche der Philosophie, das all-
ge-

*) In der akademischen Buchhandlung zu Jena ist dieses Werkchen unter dem Titel: Theorie der angenehmen Empfindungen ebenfalls zur Ostermesse 1793. erschienen.

gemeine Streben nach völlig befriedigenden Begriffen verbindet durchaus den Uebersetzer eines solchen Geistesprodukts, auf die Resultate der Untersuchungen über die ursprünglichen Anlagen der menschlichen Natur und auf die fruchtbaren Anwendungen der hieraus allein nur mit Sicherheit abzuleitenden Principien des menschlichen Wissens Rücksicht zu nehmen, um so einigermaßen die Lücken auszufüllen, welche das so geschärfte und richtig geleitete Auge des denkenden Kopfes in diesem Werke, seiner Vortrefflichkeit ungeachtet, jetzt nothwendig entdecken muß. Mehrere Gründe bestimmten mich in der Folge, mein Vorhaben insofern aufzugeben, als ich anfangs diese Lücken in einigen der Uebersetzung selbst unmittelbar angehängten Abhandlungen ausfüllen wollte. In wiefern aber der Verfasser der Theorie der angenehmen Empfindungen die Natur des Vergnügens, wie schon aus dem Titel seiner Schrift erhellt, zum Hauptgegenstande seiner Betrachtungen macht, in soferne kann auch gegenwärtiges Werk als eine Ergänzung seiner vorgetragenen Bemerkungen angesehen werden, welche sich übrigens auf die von Du Bos aufgestellten Hauptmomente zurück-

zurückführen lassen, und deswegen nicht besonders angeführt werden durften.

Ich darf wohl nicht erst erinnern, daß die seit zwey Jahren genossene glückliche Lage, sowohl den lehrreichen Vorlesungen des Verfassers der Theorie des Vorstellungs-Vermögens, als auch den mündlichen Unterredungen mit diesem grossen Selbstdenker beywohnen zu können, mir bey der Ausführung meines Plans ganz vorzüglich dienlich gewesen ist. Die Kritik der Urtheilskraft, die, besonders in der Analytik des Schönen, eine vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste ihres Verfassers nothwendig voraussetzt, um nicht missverstanden zu werden, ist mir durch die von ihm erhaltenen Aufschlüsse und fruchtbaren Winke erst deutlich geworden. Vielleicht, daß es mir nicht ganz misslungen ist, die von dem Königsbergischen Philosophen aufgestellten Hauptmomente über die Schönheit, von denen das zweyte und dritte manchem Leser bey dem ersten Anblick mit sich selbst widersprechend scheinen dürfte, verständlicher gemacht, und so diese nach den ursprünglichen Anlagen unseres

Ver-

Vorstellungs - Vermögens zergliederten Begriffe, zum Besten der schönen Künste, in Umlauf gebracht zu haben.

Wenn ich auf der einen Seite bey dem Zusammenlesen der Materialien vorzüglich Vollständigkeit zu erreichen strebte: so mußte ich auf der anderen Seite, wenn das Werk nicht zu bogenreich und dadurch für manchen Käufer zu kostspielig werden sollte, mit dieser möglichst großen Intensität möglichst geringe Extensität zu vereinigen suchen. Ich machte es mir daher zum Gesetz, die individuelle Vorstellungsart, den Gesichtspunkt und den Gang eines jeden von mir angeführten Philosophen nur in seinen Grundlinien zu entwerfen, auf den Erfolg seiner Untersuchungen kurz hinzudeuten, und nur bisweilen, wo es mir vorzüglich nothwendig schien, wie, zum Beyspiel, bey W o l f s und M e n d e l s o h n s Erklärungen, über die Natur des Vergnügens, die Urfachen, welche ihn zu diesen und keinen anderen Resultaten führen mußten, mit wenigen Worten anzugeben. Wenn ich mir dann und wann eine Ausnahme von dieser Regel erlaub-

erlaubte, wie, zum Beyspiel, bey der Auseinandersetzung des moralischen Vergnügens, bey den von Burke und Kant über die Natur der Schönheit und des Erhabenen aufgestellten Resultaten: so schien mir die ganz besondere Wichtigkeit, Gründlichkeit und Neuheit ihrer gegebenen Aufschlüsse dieß freylich durchaus nothwendig zu machen. Bestimmte Begriffe von dem sogenannten moralischen Vergnügen sind, wegen ihres häufigen Einflusses auf die Denk- und Handlungsart der Menschen, gewiß eben so unentbehrlich geworden, als sie bis zur Erscheinung der Kritik der praktischen Vernunft vergebens gesucht werden mußten, da man immer die Sittlichkeit mit der bloßen Klugheit, seinen Vortheil bestens zu besorgen, verwechselte, und die Freyheit des Willens nicht außer Zweifel gesetzt war. Wenn ferner auf der einen Seite der scharfsinnige Analyt, Kant, seiner meisterhaft durchgeführten transcendentalen Exposition der aesthetischen Urtheile wegen, es nothwendig machte, mich bey ihm länger zu verweilen: so verdiente der aufmerksame Beobachter Burke, wegen der glücklich
ange

angestellten psychologischen Exposition, es auf der anderen Seite, ausführlicher abgehandelt zu werden.

Dass man mir aber die bey der Anführung der übrigen Philosophen beobachtete Kürze zum Vorwurf machen werde, glaube ich um so weniger befürchten zu dürfen, da ich mit Recht voraussetzen kann, dass der Selbstdenker — und nur für ihn allein ward mein Plan berechnet — nur einiger Winke, nur weniger Grundzüge bedarf, um sich sogleich orientiren, und auf das ganze Gebäude, auf seine innere Consistenz und Haltbarkeit schliessen zu können. Denn er ist nicht nur mit den Gegenständen selbst, die auch schon lange seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, genau vertraut, sondern kennt auch den Gang der philosophirenden Vernunft überhaupt, und die ewigen Gesetze, an welchen das menschliche Vorstellungs-Vermögen gebunden ist. Sollte es ihm dann noch schwer werden können, das aufgestellte Skelet zu bekleiden, und die gegebenen Fäden weiter auszuspinnen? Sollte ihm diese Beschäftigung nicht vielmehr inniges Vergnügen gewähren?

Wenn

Wenn ich nun mit dieser mindesten Extensität die größte Intensität, wie ich schon erwähnt habe, zu vereinigen suchte, und zu vereinigen suchen mußte, indem der Werth und die Nützlichkeit solcher Sammlungen ja eben in der Vollständigkeit vorzüglich besteht: so wünschte ich auch gerne selbst den Anschein von Unvollständigkeit zu vermeiden. Aus diesem Grunde allein wurden die von Villaume in seinem Werke über das Vergnügen und selbst die von Abicht in seiner Metaphysik des Vergnügens aufgestellten Resultate in meine Sammlung aufgenommen. Denn sonst würde ich, so wenig auch das philosophische Talent dieser Männer zu bezweifeln und zu verkennen seyn mag, mich keinesweges haben entschliessen können, einen Auszug aus diesen ihren Schriften den vorhin angeführten so vorzüglich interessanten Resultaten an die Seite zu setzen, da sie im Grunde wenig oder gar nichts Neues enthalten, und das Alte zum Theil nur unverständlicher, schwankender, und unsystematischer vortragen. Könnte man mir also gleich, wenn ich sie mit Stillschweigen übergangen hätte, deswegen
keine

keine gegründeten Vorwürfe machen: so dürfte ich doch vielleicht den Wirkungskreis meiner Bemühungen dadurch eingeschränkt haben, insofern derjenige Theil des Publikums, der diese Werke nur dem Jahre ihrer Erscheinung nach gekannt haben würde, meine Sammlung für sehr mangelhaft hätte ansehen müssen, indem die neuesten und, wie doch mit Recht zu vermuthen sey, lehrreichsten Schriften bey der Abhandlung über die Natur des Vergnügens nicht aufgenommen wären. Denn wenn freylich der von Abicht gewählte Titel seines Buches, indem er von einer Metaphysik des Vergnügens nach Kantischen Grundsätzen spricht, schon sehr die Erwartungen herabspannen dürfte, da diejenige Wissenschaft, die wir mit dem Namen der Metaphysik zu belegen gewohnt sind, nur von den notwendigen, in der Natur des Vorstellungs-Vermögens bestimmten Merkmalen der vorstellbaren Objekte handelt: so befürchtete ich doch, daß die glücklichen Entdeckungen, welche die philosophirende Vernunft auf dem von dem Philosophen zu Königsberg zuerst betretenen Pfade gemacht hat, und den

**

Abicht,

Abicht, der Ankündigung seines Werkes zu Folge, auch eingeschlagen zu haben vorgiebt, diese Erwartungen hätte wieder spannen mögen. Wenn man übrigens auf die Ausführung seiner nach Kantischen Grundsätzen eingerichteten Metaphysik selbst einen Blick wirft: so dürfte man sich nicht enthalten können, ihm das bekannte Sprichwort: der Buchstabe tödtet und nur der Geist macht lebendig, in Erinnerung zu bringen, das bey den Werken des grossen Kant vielleicht in seiner ganzen Ausdehnung gelten möchte.

Noch muß ich bemerken, daß ich eben so wenig von Alifons Werk über den Geschmack einen Auszug gegeben hätte, als ich die von Camper in dem oben angezeigten Werkchen vorgetragenen Bemerkungen über das Schöne, so sehr sie auch hin und wieder angepriesen worden sind, angeführt haben würde, wenn ich nicht dadurch zugleich die beste Gelegenheit erhalten hätte, die lehrreichen Urtheile sowohl, die über diese Schriften in der Allg. Lit. Zeit. gefällt wurden, als auch die schätzbaren

Bemer,

Bemerkungen beyzubringen, die Heydenreich in der seiner Verdeutschung des Alifonschen Werks beygefügten Abhandlung: über die Hauptidee, welche Alifon seinen Beobachtungen über den Geschmack zum Grunde legt, über diesen Gegenstand vorgetragen hat.

Endlich habe ich es mir bey der Ausführung meines Plans zur Pflicht gemacht, jeden Philosophen unseres Vaterlandes, dessen gefundenen Resultate über die von mir gewählten Gegenstände ich anführen zu müssen glaubte, so viel möglich mit den von ihm für die Bezeichnung seiner Gedanken gewählten Ausdrücken und Wendungen darzustellen, um durchaus nicht der Gefahr ausgesetzt zu seyn, seine Behauptungen zu entstellen, und ihm Vorstellungen aufzubürden, die ihm vielleicht nie in den Sinn gekommen waren; wie dieß nur zu oft bey der Ausführung ähnlicher Zwecke geschehen seyn dürfte. Bey den Philosophen des Auslandes wählte ich die beste deutsche Uebersetzung, die ich zu Anfang jeder Abhandlung angeführt habe.

Zum Schlusse dieses Vorberichts zeige ich noch an, daß ich, wenn die Ausführung meines Unternehmens Beyfall erhalten sollte, die Resultate der philosophirenden Vernunft auch über andere wichtige Gegenstände sammeln werde.

Jena, im März 1793.

Georg Dreves.

Inhalt

Seite 37

5) Platner

32

6) Villmann

43

7) Aichele

22

8) Reinhold

Inhalt

I.

Die über die Natur des Vergnügens angeführten Philosophen.

1) Du Bos. Seite 12

2) Wolf und Mendelssohn. 17

3) Helvetius. 22

4) Sulzer. 26

5) Platner

Inhalt.

3) Platner	Seite 31
6) Villaume	35
7) Abicht	43
8) Reinhold	53

II.

Die über die Natur der Schönheit angeführten Philosophen.

1) Wolf	Seite 75
2) Croufaz	76
3) Hutcheson	77
4) Andre	86
5) Hogarth	90
6) Burke	

I n h a l t.

6) Burke	Seite 92
7) Home	105
8) Raphael Mengs	111
9) Winkelmann	119
10) Diderot	120
11) Shaftesbury	126
12) Sulzer	128
13) Mendelssohn	130
14) Herder	132
15) Hemsterhuis	135
16) Moritz	141
17) Camper	143
18) Alifon	152
19) Kant	162

Inhalt.

III.

Die über die Natur des Erhabenen angeführ-
ten Philosophen.

1) Burke	Seite 190
2) Home	209
3) Mendelssohn	212
4) Kant	217

Reful.

R e s u l t a t e
d e r
philosophirenden Vernunft
über
die Natur des Vergnügens,
der Schönheit
und des Erhabenen.

Neufville

1861

philosophischen Verhältnisse

über

die Natur des Verstandes

der Vernunft

und des Erhabenen

I,
Ueber
die Natur des Vergnügens.

Die Erschütterung auf dem Felde der Geschmackslehre, und mit derselben der Mangel einer allgemein geltenden *ersten Grundregel* des Geschmackes muß entweder ewig fortdauern, und die Aesthetik bey allen ihren reichhaltigen Materialien ein bloßes Aggregat grösstentheils unzusammenhängender, schwankender, halb wahrer Bemerkungen bleiben — oder jene Erschütterung muß die Entdeckung und Anerkennung der Wissenschaft beschleunigen, aus welcher sich die oberste Grundregel des Geschmackes mit allgemeiner Evidenz ausheben läßt.

C. L. Reinhold.

I.

Ueber

die Natur des Vergnügens.

Wenn man einen aufmerksamen Blick auf den Zustand der Philosophie vor ihrer Reformation wirft: so wird man sich bald und vollkommen überzeugen, daß die Selbstdenker, wenn sie eine bisher noch unbemerkte, interessante und wesentliche Seite an dem Gegenstande ihrer Untersuchungen entdeckten, nur gar zu oft ganz bey derselben stehen blieben, und den von ihnen gewählten Gesichtspunkt, aus welchem betrachtet der Gegenstand freylich manche höchst merkwürdige und wichtige Resultate zu machen erlaubte, für den einzig möglichen hielten. Wenn, zum Beispiel, die Materialisten die Merkmale der erkennbaren Substanzen, Raum und Zeit, auf die Substanzen überhaupt übertrugen, das

6 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

Phänomenon mit dem Noumenon, und beyde wieder mit dem Dinge an sich verwechselten, und dadurch das ganze Universum verkörpert; wenn die Spiritualisten das Wesen eines jeden Dinges an sich in der vorstellenden Kraft bestehen lassen, ihm objektive Einheit, oder das nothwendige Merkmal aller gedachten Dinge beylegen, und so nur einfache, nur geistige Substanzen anerkennen; wenn Spinoza die in der ursprünglichen Handlungsweise der Vernunft bestimmte Form der absoluten oder unbedingten Einheit auf Dinge an sich überträgt, und so nur ein Einziges Ding annimmt, da alles, was sich unterscheiden läßt, bloße Accidenz, und nur was Eines ist, Substanz, das Nothwendige seyn kann; wenn endlich Hume, der Vollender des Skepticismus, als Dogma feststellt, daß nichts ausgemacht sey, als daß sich nichts ausmachen lasse, daß wir uns nur von der Wirklichkeit unserer Vorstellungen, nicht aber eines unseren Vorstellungen zum Grunde liegenden, nicht vorgestellten und für sich bestehenden Dinges überzeugen könnten: so liegt jedem dieser verschiedenen Systeme eine große, ewige Wahrheit zum Grunde, und nur der einseitige Gesichtspunkt, aus dem sie ihre Betrachtungen anstell-

stellten, war die Ursache ihrer Verirrungen und aller der schädlichen und schrecklichen Behauptungen, die sie hieraus, und freylich mit Recht, folgerten, wenn sie nur von wahren Principien ausgegangen wären. Wahr ist es, wenn der Materialist jeder erkennbaren Substanz Ausdehnung zuschreibt; was angeschaut wird, dem müssen nothwendig auch die Bedingungen der Anschauung, Raum und Zeit, zukommen. Wahr ist es, wenn der Spiritualist jedem Dinge an sich die Ausdehnung abspricht, und den Grund der Vorstellung der Substanz nicht auſſer dem Vorstellenden auffucht *a*). Wahr ist es, wenn Spinoza behauptet, daß absolute Nothwendigkeit nur dem absoluten Subjekte beygelegt, und dieses nur unter einem einzigen Gegenstande vorgestellt werden könne. Wahr ist

A 4

es

a) Freilich liegt nach ihrer Meinung der Grund der Vorstellung der Substanz in dem vorstellenden Dinge an sich. Aber weil es doch damals nun einmal Kenner des Dinges an sich gab: so ist das schon zu loben, daß sie den Grund dieser Vorstellung wenigstens in dem vorstellenden, und nicht, wie andere, in dem vorgestellten Dinge an sich auffuchten, da zu der Zeit ein vorgestelltes Ding nicht, als solches, Ding an sich zu seyn aufhörte.

8 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

es endlich, wenn Hume die Vorstellung des Dinges an sich bestreitet. Jeder von den drey zuerst genannten Selbstdenkern entdeckte sehr richtig eine Art, einen Theil des Vorstellungsvermögens, und er fehlte nur darinn, daß er sie für die Gattung ausgab, und dem Dinge an sich beylegte, was dem Vorstellenden, als solchem, zukam. Unererschütterlich war das System des Skepticismus gegen die Angriffe aller Gegner vor der Erscheinung der Kritik der reinen Vernunft, indem es von einem unwiderprechlich wahren Satze ausgieng, und nur dann erst zertrümmert werden konnte, wann die philosophirende Vernunft einen ganz anderen Weg ihrer Untersuchungen einschlagen, die ursprünglichen Anlagen der menschlichen Natur erforschen, die einseitigen Gesichtspunkte verbinden, und ihren Gegenstand von allen Seiten beleuchten würde.

Es sind die Stifter dieser vier Hauptssysteme jenen Jünglingen zu vergleichen, die eine vierseitige, an jeder Seite mit einer anderen Inschrift und einem anderen Sinnbild gezierten Säule so betrachteten hatten, daß ein jeder von ihnen bey der Seite stehen blieb, die sich zuerst seinen Blicken aufdrängte. Wie sie nun ihre Bemerkungen gegenseitig mit-

I. Ueber die Natur des Vergnügens. 9

mittheilen, und dieser eine Schlange, jener ein Ross, ein dritter das Stundenglas, und noch ein anderer den so eben die Hülle seines Raupenstandes durchbrechenden Schmetterling gesehen haben will, und gleichwohl aus den übrigen angegebenen Umständen erhellt, daß es doch ein und eben dieselbe Säule gewesen seyn müsse; so ist jeder von ihnen gleich geneigt, die Ursache hievon in dem unrichtigen Beobachten des Anderen und in seiner Unbekanntschaft mit jenen Zeichnungen aufzufuchen, ohne daß es auch nur einem in den Sinn gekommen wäre, dieses befremdende Phänomen aus den verschieden angenommenen Gesichtspunkten zu erklären.

Diese allgemeine Bemerkung gilt also auch von dem über die Natur des Vergnügens angestellten Betrachtungen. Die Philosophen Du Bos *a)*, Wolf *b)*, Mendelssohn *c)*, Helvetius *d)*, Sulzer *e)*, blieben bey

A 5

den-

a) Reflexions critiques sur la Peinture et Poésie.
T. I. Sect. 1. 2.

b) Psycholog. emp. §. 536 seq.

c) Philosophische Schriften. I. B. in den Briefen über die Empfindungen.

d) De l'esprit. Disc. I. Ch. I.

e) Vermischte philosophische Schriften; Abhandl. über den Ursprung der angenehmen Empfindungen.

10 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

denjenigen Eigenschaften ihres höchst interessanten Gegenstandes stehen, der sich dem Blicke ihres Geistes in einem vorzüglich hellen Lichte zeigte, und vergaßen, des Anziehenden wegen, das der von ihnen gewählte, oft neue Gesichtspunkt hatte, ihn von allen möglichen Seiten zu betrachten, und ihn so in allen seinen Theilen kennen zu lernen. Was war bey dieser fehlerhaften, unphilosophischen Verfahrensart natürlicher, als daß ihre Urtheile einseitig ausfielen, und daß sie einen Theil seiner wesentlichen Natur für das ganze Wesen ausgaben. Endlich bewirkte Platner *a)* mit vielem Scharffinn eine völlige Vereinigung ihrer sich nicht widersprechenden Gesichtspunkte, und gab gewiß die lehrreichsten und befriedigendsten Aufschlüsse über denjenigen Gegenstand, der seit der erwachten Thätigkeit des menschlichen Geistes das Ziel seiner Untersuchungen und sehnlichsten Wünsche war. Einige Jahre darauf schrieb Villame *b)* über das Vergnügen

a) Philosophische Aphorismen. B. II. HSt. I. Abschn. 2.

b) Vom Vergnügen. Berlin 1788. Der erste Theil enthält eine Geschichte der Theorien des Vergnügens, und der zweyte die Bemerkungen des Verfassers selbst.

I. Ueber die Natur des Vergnügens. 11

gnügen und Abicht *a)* eine Metaphysik des Vergnügens. Die gefundenen Hauptresultate dieser Männer werden auch an dem Schlusse dieser Abhandlung angegeben werden. Zur Uebersicht der von den neueren Philosophen bis auf Platnern über diesen Gegenstand aufgestellten Theorien verdienen vorzüglich C. L. Reinholds *b)* Abhandlungen über die Natur des Vergnügens bemerkt zu werden *c)*.

Ich will bei dieser kurzen Darstellung der vorgetragenen Meinungen dieser neueren Philosophen mit dem Zeitgenossen des in der Vorrede erwähnten Pouilly, dem Du Bos, den Anfang machen, indem ich das Resultat seiner Untersuchungen über das Vergnügen in folgenden Hauptmomenten betrachte:

1) Er

a) Versuch einer Metaphysik des Vergnügens nach Kantischen Grundsätzen. Leipzig, 1789.

b) T. Merkur Jahrg. 1788. Octobr. und Novemb. Jahrg. 1789 Januar.

c) Da Rehbergs Philosophische Gespräche über das Vergnügen nicht die Natur und die Quellen desselben zum Gegenstand haben, sondern nur in moralischer Hinsicht, und um die Wahl der Vergnügungen zu bestimmen, abgefaßt sind: so können sie für unsern Zweck nicht merkwürdig seyn.

12 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

- 1) Er betrachtet das Vergnügen bloß aus dem subjektiven Gesichtspunkte, d. h. er wirft sich bloß die Frage zur Beantwortung auf: was geht bey dem Zustand, den wir Vergnügen nennen, in uns selbst, dem vorstellenden Subjekte, vor.
- 2) Jede Befriedigung eines gefühlten Bedürfnisses gewährt Vergnügen. War das Bedürfnis natürlich, so entsteht das natürliche, war es unnatürlich, das unnatürliche Vergnügen. Es ist gleichviel, ob das Bedürfnis wahr oder falsch, rechtmässig oder unrechtmässig ist; denn ein eingebildetes Bedürfnis wird von uns nicht weniger als das wahre Bedürfnis gefühlt, wenn wir es auch für eingebildet erkennen.
- 3) Das Grundbedürfnis, d. h. dasjenige Bedürfnis, worauf sich alle Bedürfnisse zurückführen lassen, ist Beschäftigung des Geistes. Alles was wir von unserem Geiste wissen, ist, daß er vorstellende Kraft ist. Wir begehren die Gegenstände nur der Vorstellung, der Beschäftigung des Gemüthes wegen. Man werfe nur einen aufmerksamen Blick auf den Geitzigen: und
man

man wird sogleich von dieser Wahrheit überzeugt werden. Das Vergnügen des Mathematikers, wenn er den Raum, und den Abstand der Welten ausmilst, oder die Verhältnisse der Gröſſen auffindet, und das Vergnügen des Wollüſtlings, wenn er in den grobſinnlichſten Genüſſen ſchwelgt, ſiehet aus der Vorſtellung und aus der Beſchäftigung der vorſtellenden Kraft.

- 4) Das Gefühl dieſes Bedürfniſſes heiſt der Trieb nach Vorſtellungen.
- 5) Die Thätigkeit des Geiſtes wird entweder beſchäftigt, oder beſchäftigt ſich ſelbſt. Der Stoff zu Vorſtellungen wird entweder der Sinnlichkeit durch Eindrücke mitgetheilt, die ihn dann auffaſt, und ihn ſo, wie er ihr gegeben wurde, dem Verſtande überliefert — dieſs iſt bei dem Empfinden der Fall — oder der Stoff wird von der vorſtellenden Kraft ſelbſt erzeugt — und dieſs findet beym Denken Statt.
- 6) Stemmen ſich dem Erfolge dieſer Thätigkeit Hinderniſſe entgegen, es ſey beym Denken oder Empfinden: ſo entſteht das Gefühl der Einſchränkung; und es giebt alſo zwey Arten von Einſchränkung:

a) Wenn

14 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

a) Wenn der Erfolg jener Thätigkeit bey dem Denken gehindert wird; und dann entsteht das Gefühl der Anstrengung, das Gefühl der Gränzen unserer Kraft, und zwar der positiven Einschränkung derselben.

b) Wenn der Erfolg jener Thätigkeit bey dem Empfinden, bey dem Ueberliefern des von der Sinnlichkeit aufgefaßten Stoffes gehindert wird. Diefes geschieht wieder auf eine zweyfache Art:

aa) Wenn dem Gemüthe, dem vorstellenden Wesen, mehrere und stärkere Eindrücke gegeben werden, als es leicht auffassen, und denen es, ihrer auf einmal daher strömenden Menge wegen, nicht ohne Anstrengung entgegenwirken kann: so entsteht ebenfalls ein Zustand der gefühlten Einschränkung und zwar der negativen Einschränkung unserer Kraft; indem die Gegenwirkung der vorstellenden Kraft wenigstens in so fern verlohren geht, als sie unter die unzähligen, gleich stark wirkenden Bestandtheile des Totaleindrucks vertheilt wird — so entsteht der Zustand der Betäubung.

bb) Wenn

- bb) Wenn auf das Gemüth ein einzelner Eindruck so stark wirkt, daß es ihn nicht leicht auffassen, und ihm nicht leicht entgegenwirken kann: so entsteht ebenfalls ein Zustand der positiven Einschränkung, Zustand des Schmerzens.
- 7) Wird das Gemüth in einem geringeren Grade als gewöhnlich, entweder beym Denken oder Empfinden, beschäftigt: so entsteht das Gefühl des unbefriedigten Bedürfnisses — Zustand der negativen Einschränkung, Zustand der langen Weile.
- 8) Die Thätigkeit der vorstellenden Kraft beym Empfinden besteht im Auffassen des der Receptivität durch Eindrücke gegebenen Stoffes; und in so ferne ist der Charakter des Empfindens leichte Beschäftigung des Gemüthes.
- 9) Die Thätigkeit des Gemüthes beym Denken besteht nicht nur im Auffassen, sondern auch im Erzeugen, Verbinden und Ordnen des Stoffes der Vorstellungen; und in so ferne ist der Charakter des Denkens starke Beschäftigung der vorstellenden Kraft.

16 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

- 10) Je zahlreicher, lebhafter und stärker die Empfindungen sind, je größer jener der Receptivität beym Empfinden mitgetheilte Stoff, seiner Extension und Intension nach, ist, und je weniger das vorstellende Vermögen, um ihn aufzufassen, sich anzustrengen nöthig hat: desto mehr wird im Gemüthe vorgestellt, und desto größer ist also die Befriedigung des ursprünglichen Triebes.
- 11) Je mehr ein Gedanke die Thätigkeit der Vorstellungskraft beschäftigt, und je leichter der Reichthum seines Inhalts aufgefaßt und aufs neue verbunden und geordnet werden kann: desto mehr wird in ihm vorgestellt, desto größer ist die Befriedigung des ursprünglichen Triebes.
- 12) In eben dem Grade also das Vorstellungsvermögen stark und leicht beschäftigt wird: in eben dem Grade wird das Gefühl des ursprünglichen Triebes befriedigt, steigt das Vergnügen.
-

Andere

Andere Philosophen betrachteten das Vergnügen bloß aus dem objektiven Gesichtspunkte, das heißt, sie legten sich bey ihren Untersuchungen bloß die Frage zur Beantwortung vor: welches sind denn die Gegenstände, die unsern Grundtrieb der Beschäftigung stark und leicht befriedigen? was muß sich in den vorgestellten Objekten befinden, wenn aus ihnen Vergnügen entstehen soll? Des Cartes war der erste, welcher die Natur des Vergnügens aus dem Gesichtspunkte der Ursache des Vergnügens zu erläutern, und eine Sacherklärung desselben zu geben suchte. Der Gegenstand, behauptet er, muß von uns als etwas in seiner Art Vollkommenes angesehen werden, wenn er uns Lust gewähren soll. Wolf und Mendelsohn betrachten das Vergnügen aus eben diesem Gesichtspunkte; und in dieser angeführten Behauptung ist man durchaus einig. Aber über die ebenfalls sehr wichtige, hier aufzuwerfende, Frage: ob die Vollkommenheit des Objekts immer nur empfunden, nicht auch zuweilen gedacht werden könne, ohne daß dadurch das Vergnügen aufhöre, — über diese Frage sind die Behauptungen beyder Selbstdenker sehr verschie-

B

den.

den. Der Grund dieser Verschiedenheit ist wohl in den unrichtigen Begriffen der Rationalisten von Sinnlichkeit so wie vom Empfinden und Denken aufzufuchen. Sinnlichkeit ist, nach ihren Begriffen, das Vermögen verworrener Vorstellungen; der Verstand entwirrt, was die Sinnlichkeit verwirrt. Empfinden heisst, nach ihrer Erklärung, undeutliche, verworrene Vorstellungen von einem Dinge an sich haben; denken, diese verworrene Vorstellungen von Dingen an sich zu deutlichen erheben, indem man sie zergliedert, die Merkmale derselben unterscheidet, und die zusammengehörigen verbindet und ordnet. Die Streitfrage war also die: Kann Vergnügen mit der deutlichen Vorstellung der Vollkommenheit bestehen, oder muss die Vorstellung der Vollkommenheit blofs Empfindung, das heisst, undeutlich seyn? Wolf war letzterer Meinung. Er definirt das Vergnügen als eine anschauende Erkenntniss der Vollkommenheit, das heisst, bey ihm, verworrene Erkenntniss derselben. Nur der Totaleindruck, behauptet er, gewährt Vergnügen. Mendelssohn ist entge-

entgegengesetzter Meinung, und behauptet, das Vergnügen bestehe keinesweges in der verworrenen Vorstellung, wenn gleich auch selbst das geistigste Vergnügen von dunkeln Vorstellungen begleitet würde. Denn er konnte das Factum nicht läugnen, daß das Vergnügen verschwindet, sobald wir den Gegenstand unseres Vergnügens zerlegen, die ganze Vorstellung in deutliche Begriffe auflösen, und vom Anschauen zum Denken fortschreiten. Das glänzendste, entzückendste Auge, zum Beyspiel, wird aufhören Vergnügen zu gewähren, sobald wir es in seine Häute u. s. w. zerlegen. Selbst bey dem geistigsten Vergnügen ist diess der Fall. Nur dann, wenn der Mathematiker die ganze Kette von Theoremen, die er einzeln durchgegangen, und einzeln unter sich zusammen gebracht hat, mit einem Blicke des Geistes umfaßt und überschaut, wenn sich alle partiale Vorstellungen in eine totale verlieren, also von Undeutlichkeit begleitet werden, und nicht dann, wenn er gespannt analysirt, und angestrengt auf dem Gebiete seiner Wissenschaft fortschreitet. —

Aber, fährt Mendelsohn fort, daraus, daß die Vorstellung der Vollkommenheit, die

20 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

Vergnügen gewährt, verworren ist, folgt nicht, daß Verworrenheit nothwendig zum Vergnügen gehöre. Die Ursache dieser Verworrenheit ist die Schranke der menschlichen Natur, ist die Verbindung der Seele mit dem Körper. Darum, und darum allein vermag der Mensch nicht Deutlichkeit mit Genuß zu paaren. Einst, wann diese Verbindung aufgehoben, und die Seele aus diesem Kerker des Körpers entlassen seyn wird, muß der Geist an deutlich vorgestellter Vollkommenheit allein, und nicht mehr in der Undeutlichkeit Vergnügen finden.

Diese Behauptung des sonst so scharfsinnigen Selbstdenkers gründet sich bloß auf den falschen Begriffen von Undeutlichkeit und Verworrenheit, indem er beyde so wesentlich verschiedene Begriffe mit einander verwechselte. Darum hält er die Undeutlichkeit der Vorstellung für Mangel, für Unvollkommenheit der menschlichen Natur, für fehlerhaft. Verworrenheit der Vorstellungen entsteht, wenn die zusammengeetzten und also zu zergliedernden Vorstellungen nicht zergliedert sind, wie, zum Beyspiel, die Vorstellung von Sittlichkeit vielleicht

leicht noch jetzt in den meisten Köpfen nur verworren ist. Undeutlich hingegen ist unsere Vorstellung dann, wenn sie einfach ihrer Natur nach ist (sich nicht zergliedern läßt), wie, zum Beyspiel, die Vorstellung von Farben und Gerüchen. Verworrenheit ist Unvollkommenheit, ist Einschränkung der Vorstellungskraft, ist fehlerhaft, weil die Ursache davon in dem Subjekte liegt. Undeutlichkeit hingegen ist keinesweges eine Beschränkung unserer geistigen Natur, wie Mendelsohn behauptet, keine Einschränkung der Vorstellungskraft, weil die Ursache davon nicht in dem Subjekte, sondern in dem zu zergliedernden Objekte liegt. Nun ist die Vorstellung von Vollkommenheit, die Vergnügen gewährt, eine undeutliche, keinesweges aber eine verworrene Vorstellung: also nicht Schranke der menschlichen Natur.

In der Total - Vorstellung empfängt das Gemüth den ganzen Stoff und verhält sich leidend. Der Grund, warum hier keine Zergliederung und also keine Deutlichkeit Statt findet, liegt darinn, daß die Thätigkeit unserer vorstellenden Kraft, in Rücksicht auf das Mannigfaltige, das heisst, auf den Stoff, an

22 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

den Gesetzen der Zeit gebunden ist, nur nach einander (in der Form der Zeit) das Manigfaltige des Stoffes trennen, und die zusammengehörigen Merkmale verbinden, auf Einheit zurückführen kann.

Wolf hat also Recht, wenn er behauptet, daß alles Vergnügen undeutliche Vorstellung der Vollkommenheit seyn müsse, und Mendelsohn hat auch Recht, daß das Vergnügen an sich selbst durchaus nicht aus dem Unvermögen der vorstellenden Kraft, aus der Verworrenheit entstehen könne.

Die Materialisten und neueren Epikuräer, unter denen ich die Meinung des Helvetius, als vielleicht des scharfsinnigsten Philosophen ihrer Sekte über die Natur des Vergnügens anführen will, verbinden zwar jene beyden vorher angeführten Gesichtspunkte, betrachten aber dieselbe nur mit einseitiger Rücksicht auf den sich leidend verhaltenden Theil des Vorstellungsvermögens.

Wir Menschen, sagt Helvetius, haben zwey Fähigkeiten, zwey passive Vermögen:
1) Die

- 1) Die Fähigkeit, verschiedene Eindrücke zu empfangen, welche von den äusseren Gegenständen auf uns hervorgebracht werden – physische Reitzbarkeit (*Sensibilité physique*).

Anmerkung. Hier ist von ihm schon die Organisation mit in das Gemüth aufgenommen; das Vermögen vorzustellen besteht dann in der Organisation.

- 2) Das Vermögen, diese Eindrücke aufzubehalten – Gedächtnifs.

Diese Fähigkeiten, die hervorbringenden Ursachen unserer Gedanken, die uns mit den Thieren gemeinschaftlich sind, würden uns doch nur zu einer sehr kleinen Anzahl von Vorstellungen verhelfen können, wenn sie in uns nicht mit einer gewissen äusseren Organisation verbunden wären. Von der Beschaffenheit unserer Hände hängt der Vernunftgebrauch ab.

Anmerkung. Hier ist von ihm die *Conditio sine qua non* mit der Ursache verwechselt. Der Künstler muss freylich Instrumente haben, um eine Medicäi-

24 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

sche Venus zu bilden: aber die Instrumente allein werden doch nie ein Kunstwerk zu liefern vermögen.

Alle sogenannte Handlungen unseres Gemüthes — behauptet Helvetius ferner — Denken, Urtheilen, Schliessen, sind nur besondere Arten ein und eben derselben Gattung, der Empfindung. Jede vermeinte Aeussierung der bloßen Selbstthätigkeit des Gemüthes ist eigentliches blosses Afficirtwerden, und unsere geistigsten Ideen sind selbst nichts als Empfindungen, die bloss von aussen her, bloss durch die Organisation uns gegeben sind.

Alle Irrthümer des menschlichen Geistes haben ihre Quellen entweder in unserer Unwissenheit, oder in unseren Leidenschaften. Die Leidenschaften entspringen alle aus dem sinnlichen Begehrungsvermögen, oder aus dem Bestreben nach angenehmen äusseren Eindrücken, und aus dem Abscheu vor unangenehmen. Diese Eindrücke sind nichts anders als diejenigen Veränderungen in dem organischen Körper, welche die Befriedigung oder Nichtbefriedigung der sogenannten thierischen Bedürfnisse begleiten.

gleiten. Aus diesem physischen Vergnügen und Missvergnügen werden in der bürgerlichen Gesellschaft durch Erziehung und Regierungsformen künstliche Leiden und Freuden erzeugt, und der physische Naturtrieb wird dann zu allerley guten und schlimmen Leidenschaften modificirt.

Hieraus folgert er nun, daß alles Vergnügen ohne Ausnahme, selbst das Vergnügen der Freundschaft, in dem Zustande des Körpers bestehe.

Er theilt alle Vergnügungen in mittelbare und unmittelbare; in solche, die in der Aussicht auf physischen Genuß, als Mittel zu demselben, und in solche, die unmittelbar durch Eindrücke Vergnügen gewähren.

Anmerkung. Durch seine Grunddefinition ist er genöthigt, den Unterschied zwischen Mensch und Thier in der Eigenthümlichkeit der menschlichen Organisation aufzufuchen. Ihm entgieng die Bemerkung nicht, daß der Zustand des Vergnügens, als eines solchen, kein Zustand des Denkens, sondern des Em-

pfindens sey. Dieß wird für uns durch unser Bewußtseyn Thatfache. Aber auch der Verstand hat Antheil an dem Vergnügen; er liefert zuweilen den Gegenstand desselben. Helvetius blieb einseitig bey dem bloßen Empfinden stehen, und ward nicht gewahr, daß auch selbst bey jedem Empfinden ein aktives Vermögen nothwendig ist. Das Wahre seiner Theorie ist, daß zum Vergnügen selbst ein Empfindungsvermögen gehöre, und daß auch bey den geistigsten Freuden unsere Organisation beschäftigt werde.

Sulzer betrachtete die Natur des Vergnügens ebenfalls aus dem subjektiven sowohl als objektiven Gesichtspunkte. Und gleichwohl ist auch seine Theorie einseitig. So wie Helvetius nur bloß auf das sich leidend verhaltende Vermögen Rücksicht nahm: so ist sein Blick nur bloß auf den thätigen Theil des Vorstellungsvermögens gerichtet. Die Resultate seiner Untersuchungen sind kurz folgende:

a) Wir

- 1) Wir müssen zu dem Wesen der Seele hinaufgehen, wenn wir die erste Grundquelle alles Vergnügens entdecken wollen.
- 2) Das Wesen der Seele besteht in ihrer natürlichen Thätigkeit, und diese in der Hervorbringung von Ideen (Vorstellungen überhaupt wollte er sagen) oder in der Kraft zu denken.
- 3) Ich werde diesen thätigen Grundtrieb, als den Ursprung aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen, genauer betrachten — denn ich gestehe, daß mich, in der Theorie des Vergnügens, weder Wolf, noch Cartesius befriedigen.
- 4) Diese natürliche Thätigkeit der Seele rührt von einem beständigen Bestreben zu denken her; findet diese Kraft ein Hinderniß sich zu entwickeln — so entsteht Mißvergnügen.
- 5) Wird ihre ursprüngliche Vorstellungskraft zu einer lebhaften Wirkksamkeit gereizt: so entsteht Vergnügen. Dies geschieht

a) Durch

28 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

- a) Durch Fertigkeit zu denken — geistiges Vergnügen.
- b) Durch die Lebhaftigkeit der Eindrücke — sinnliches Vergnügen.
- 6) Die angenehme Empfindung läßt sich folglich nur durch solche Gegenstände erregen, die an Ideen (Merkmalen) reichhaltig, und worinn diese Ideen (Merkmale) so verbunden sind, daß die Seele voraussieht, sie werde Nahrung für ihren ursprünglichen Geschmack finden. Jeder Gegenstand, welcher der intellektuellen Kraft der Seele keine Uebung verspricht, muß ihr völlig gleichgültig seyn.
- 7) Das Schöne erweckt nicht anders Vergnügen, als vermittelt des wirklichen Principiums in der Seele.
- 8) Ich nehme als Grundsatz an, daß die Seele ohne eine analogische Bewegung in den Nerven der Sinne keine sinnlichen Empfindungen habe.
- 9) Der moralische Gegenstand muß die Thätigkeit der Seele, welche die wahre Quelle aller angenehmen Empfindungen ist, vollkommener machen und erleichtern.
- 10) Die

10) Diejenigen moralischen Gegenstände, die sich auf unsere eigene Glückseligkeit beziehen, stellen uns die Idee einer Sache dar, welche die natürliche Thätigkeit unserer Seele zu erleichtern abzweckt. — Indem die Seele einen solchen Gegenstand vorstellt, so befaßt sie zugleich in dieser Vorstellung die Menge von Vergnügungen, welche er ihr auf die Zukunft verspricht, und erwägt sie u. s. w. Dießs Vergnügen wird daher gerade so wie das intellektuelle hervorgebracht.

11) Ich glaube also den Ursprung alles Vergnügens deutlich in meiner Seele zu lesen, um einzusehen, daß alle Arten desselben aus einerley Quelle, nemlich aus der Thätigkeit der Seele entspringen, die überhaupt das Wesen eines denkenden Geistes ausmacht.

Anmerkung. Die Sulzerische Theorie löset sich vollständig in folgendes Resultat auf: Alle Arten des Vergnügens lassen sich (subjektiv) auf erleichternde und befördernde Thätigkeit des Vorstellungsvermögens zurückführen, und werden (objektiv) durch Gegenstände erzeugt, welche

30 I. Ueber die Natur des Vergnügens:

welche durch die auf Einheit zurückgebrachte Mannigfaltigkeit die Thätigkeit des Gemüths stark und ohne Anstrengung beschäftigen.

Das eigenthümliche Verdienst derselben ist also die Vereinigung des subjektiven und objektiven Gesichtspunktes.

Aber folgende Unrichtigkeiten derselben sind nicht zu verkennen;

- 1) Das Vorstellungs-Vermögen besteht nicht bloß aus Thätigkeit, sondern auch aus Empfänglichkeit. Empfänglichkeit aber ist ein sich leidend, nicht thätig verhaltendes Vermögen; und es ist also der Sulzerische ausgemachte Grundsatz nur halbwahr.
- 2) Ist es unrichtig, wenn Sulzer behauptet, das Vergnügen selbst sey nichts anders, als Bewusstseyn der beförderten Thätigkeit des Geistes. Die Thätigkeit des Geistes äußert sich vorzüglich beym Denken, während der Zustand des Vergnügens im Bewusstseyn aus Gefühlen besteht. Im Genuße
des

des Vergnügens wird nicht gedacht, sondern empfunden. Was wäre denn die Thätigkeit des Geistes bey den Gefühlen der Geschlechtslust?

Platner hat über die Natur des Vergnügens die lehrreichsten, interessantesten und befriedigendsten Aufschlüsse gegeben. Er untersucht

- 1) Was in dem Subjekte vorgeht.
- 2) Wie das Objekt des Vergnügens beschaffen seyn müsse.
- 3) Behauptet und beweist er, daß sowohl Thätigkeit als Empfänglichkeit des Vorstellungs-Vermögens bey dem Vergnügen beschäftigt würden; und
- 4) Setzt er den Unterschied fest, der zwischen grobsinnlichen und geistigen Vergnügen Statt findet.

Empfindung a), sagt er, ist ein lebhaftes, aber undeutliches Bewußtseyn des Zu-

- a) Man wird es gewiß nicht ungerne sehen; wenn ich einen etwas ausführlicheren Auszug von diesen merkwürdigen Resultaten liefere.

§2 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

Zustandes, in Beziehung auf einen Trieb; ein undeutliches Bewusstseyn, weil es allezeit aus einer sehr zusammengesetzten Idee (Vorstellung) entspringt, in welcher die Theile und Merkmale nicht aus einander gesetzt werden können. Eine Nebenursache der Undeutlichkeit ist die Lebhaftigkeit. Jedes Bewusstseyn des Zustandes, und folglich jede Empfindung ist das Bewusstseyn einer gegenwärtigen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit. Denn, wo ein Zustand eines lebendigen Wesens gesetzt wird, da wird entweder eine gegenwärtige Vollkommenheit oder Unvollkommenheit seiner Natur gesetzt; und jeder Zustand eines lebendigen Wesens ist ein bestimmter Grad in der Vollkommenheit seiner Natur, in welchem das lebendige Wesen etwas erreicht oder verfehlt hat. Weil nun das Bewusstseyn einer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit nicht gleichgültig seyn kann, so ist jede Empfindung entweder angenehm oder unangenehm. Dieser von einem lebendigen Wesen mit Vergnügen oder Missvergnügen empfundene Zustand der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit muß sich auf einen Endzweck des Wesens selbst beziehen, welches ihn mit Vergnügen oder Missvergnügen empfindet. Trieb ist ein

ein Zweck eines lebendigen Wesens, in wie ferne es sich denselben zwar lebhaft, jedoch undeutlich, vorstellt (ihn durch das Gefühl erfährt). Die Empfindung ist angenehm oder unangenehm, je nachdem sie mit einem Triebe übereinstimmend oder widersprechend ist. Das Bewusstseyn des Zustandes ist die Empfindung selbst, und der Zustand ist allezeit das nächste Objekt der Empfindung. Bey einigen Empfindungen aber ist außer dem undeutlichen Bewusstseyn des Zustandes eine klare Vorstellung einer Sache in dem Erkenntnißvermögen wirksam. Die mit den Empfindungen verbundenen Vorstellungen sind so innigst mit dem Bewusstseyn des Zustandes vermengt, daß sie das nächste Objekt der Empfindung zu seyn scheinen. Der wirkliche Stoff und der nächste Gegenstand der Empfindung ist nicht die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Sache, welche zugleich klar vorgestellt wird, sondern des Zustandes. Weil aber die Idee (Vorstellung) des Zustandes allezeit undeutlicher, als die klare Vorstellung ist, welche das angenehme oder unangenehme Bewusstseyn verursacht, oder begleitet, so ragt diese über jene hervor, beyde aber fließen in eine einzige Idee (Totalvorstellung) zusammen, und

C

die

die klare Vorstellung, ob wohl das entferntere Objekt scheint das nächste Objekt der Empfindung zu seyn. Da nun diejenigen Objekte, deren Vollkommenheit, Symmetrie u. s. w. in die Augen springen, und bey denen eine Menge Regeln, die alle einer letzten untergeordnet werden, beobachtet sind, uns mit klaren und deutlichen Vorstellungen immer versehen: so kömmt es, daß wir bey dem Vergnügen an den schönen Gegenständen wenig mit unserem Zustand, und nur mit ihnen beschäftigt sind. Je klärer und deutlicher bey dem Genuße eines Vergnügens die Vorstellungen von der Vollkommenheit des Objektes außer uns sind, desto dunkler wird die Vorstellung der Veränderung in uns, unseres Zustandes, desto schwächer das Bewußtseyn der Empfindung seyn. Je lebhafter und klärer (denn deutlich wird es nie seyn) das Bewußtseyn der Empfindung, desto schwächer und dunkler die Vorstellung des Objektes außer uns. Bey den Vergnügungen des Auges und Ohres ist das erstere, bey den Vergnügungen der anderen Sinne das letzte der Fall. Darum sind die aller sinnlichsten Empfindungen diejenigen, welche nicht von Vorstellungen außerhalb der Idee (dem Bewußtseyn) des Zustandes begleitet werden.

Die

Die wenigste Sinnlichkeit haben die geistigen Empfindungen des Verstandes und Herzens. Zwischen den sinnlichen und geistigen Empfindungen stehen mitten innen die aesthetischen.

Die Empfindung ist eigennützig, wenn das Wohlgefallen oder Mißfallen an einer Sache mehr aus ihrem wahrgenommenen Verhältniß zu dem Zustande, als aus ihrem erkannten Werthe entspringt, wenn es seinen Grund in der Veränderung meines Zustandes hat; und uneigennützig ist es also nur dann, wenn es nicht in der Veränderung meines Zustandes gegründet ist.

Je sinnlicher eine Empfindung ist, desto eigennütziger ist sie. Aesthetische Gegenstände erwecken halb eigennützige, halb uneigennützige Empfindungen. —

Villaume definirt das Vergnügen: Das Verhältniß der Thätigkeit zu den Kräften.

Unter Kraft, sagt er, verstehe ich nicht die Stärke der Knochen und Muskeln; diese sind nur die Instrumente, wodurch die Kräfte wirken. Sie befördern den Gebrauch der Kräfte, sind aber die Kräfte, die thätigen Kräfte in dem Menschen nicht: die Triebkraft allein will ich durch dieses Wort hier bezeichnen. Uebrigens meine ich hier nicht bloß die Körperkräfte, sondern alle Kräfte des Leibes und der Seele, jede Eigenschaft, jede Fertigkeit, die mich in den Stand setzt, etwas zu bewirken. Nach dieser Erklärung gehören zu den Kräften nicht allein alle Empfindungen und Gefühle, sondern auch jede Vorstellung, jede Verbindung der Ideen unter einander, weil solche meine Thätigkeit bestimmen, und die Ursachen enthalten, warum ich so, oder so, und nicht anders handle.

Die Thätigkeit nehme ich hier in einem ausgedehnten Sinne: nicht allein von der eignen Thätigkeit, die in dem Subjekt selbst ihren Anfang nimmt, und ihre Reitze findet; sondern auch von der Thätigkeit, welche jede Kraft von aussen her bekommen kann. Da Thätigkeit eine jede Uebung der Kräfte ist, so nenne ich auch Thätigkeit das Empfangen der Eindrücke.

Das

Das Verhältniß ist vielfältig:

- 1) Bedeutet es die Quantität der Thätigkeit und der Kraft; und zwar die Intensität und Extensität.
- 2) Das Verhältniß begreift auch die Qualität.
- 3) Die Qualität der Kraft erhält auch noch von der Uebung, dem Körperbaue, den Umständen u. s. w. eine ganz besondere Stimmung. Diese Stimmung ist zwiefach, persönlich und augenblicklich.
- 4) Zuletzt ist das Verhältniß nicht bloß in Rücksicht auf die jetzige aktuelle Stimmung, Quantität und Qualität der Kraft einzuschränken. Der Maßstab derselben ist vielmehr die nächstmögliche Spannkraft, als die schon vorhandene Wirkksamkeit — mehr die Fähigkeit, als die Kraft. Nur ist hierbey zu bemerken, daß nur die nächsten Fähigkeiten hierunter verstanden werden müssen, nicht die entfernteren (Facultates proximae non remotae).

Das Vergnügen ist also, nach allen angezeigten Bestimmungen:

38 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

„Das (genaue) Verhältniß der Thätigkeit (des Wirkens und Empfindens, des Thuns und des Bewegtwerdens) mit (allen) Kräften (des Leibes und der Seele, des Geistes und des Herzens; den wirkenden, empfangenden und leidenden) (nach Intensität, Extensität, Dauer, Qualität, persönlicher und augenblicklicher Stimmung, und nach nächster Fähigkeit derselben.“)

Da wir immer nur Gesetze und nicht die Ursache wahrnehmen: so bleibt uns also auch die Ursache des Vergnügens verborgen. Allein, wir sehen in jenem Satze „das Verhältniß der Thätigkeit zur Kraft“ den ich für das Grundgesetz des Vergnügens halte, etwas, das eine dunkle Idee (einen dunkeln Begriff) von Causalität erweckt. Dieser Satz wird

- 1) Allgemein und ohne Ausnahme von der Erfahrung bestätigt.

Mithin ist es höchst wahrscheinlich, daß dieses Verhältniß die wahre Ursache des Vergnügens ist, ob wir gleich nicht einsehen können, wie es solches bewirkt.

2) Siehet

- 2) Siehet man in diesem Gesetz eine gewisse Anpassung, ein genaues Anschmiegen der Ursache an unser ganzes Wesen, Kräfte und Uebung und gehöriges Zusammentreffen beyder, nach Art und Mafs und Stimmung.

Der Gegensatz erweckt die Idee (den Begriff) von Zwang, von Verzerrung der Organe, an welche Idee (welchen Begriff) sich sogleich eine Vorstellung von Leiden anschliesst.

Man glaubt die Causalität noch deutlicher in diesem Gesetze zu sehen, wenn man auf den Trieb der Kräfte und auf die Art, wie er wirkt, aufmerksam sieht.

Unsere Kräfte selbst fordern uns, ohne anderweitige Veranlassung, zur Thätigkeit auf, und zwingen uns, manches ohne Absicht, und zuweilen etwas wider unsere Einsicht zu thun, weil sie Uebung bedürfen und nicht gut ruhen können. Dieses habe ich den Trieb der Kräfte genannt; und es ist einer der stärksten Triebe. —

Vielleicht dürfte es dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn ich diesem kurzen Aus-

40 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

zuge der von Villaume aufgestellten Theorie des Vergnügens, die er in der Folge durch Beyspiele aus der Erfahrung zu rechtfertigen sucht, noch das in einem der angesehensten beurtheilenden Blätter *a)* über sie gefällte Urtheil beyfüge.

„Ob zwar jede Erscheinung des Vergnügens sich mit diesen Grundsätzen verträgt, so scheint uns doch

1) Diese Probe unzulänglich, um ihre Vortreflichkeit vor den bisher angeführten zu erhärten.

2) Ist diese Theorie, wenn man den Ausdruck „Kräfte“ gegen den minder zweydeutigen „Triebe“ vertauscht, wenn man für geistige Kraft — „Trieb der Ideenbeschäftigung“ und für Körperkraft — „Trieb des körperlichen Wohlstandes“ setzt, wohl keine andere als die Aristotelische, die man in Platners philosophischen Aphorismen Th. 2. S. 10. ff. mit vorzüglicher Präcision und Beybehaltung des gewöhnlichen Sprachgebrauches im Ausdrücke erklärt findet.

Das

a) Allg. Lit. Zeit. Jahrg. 1789. N. 107.

Das Verhältnißmäßige, dessen Villaume, nicht aber Platner gedenkt, klärt in der Sache selbst wenig auf. Denn sucht man dasselbe in der allgemeinen Beziehung der Kraft, ihrem Wesen nach, auf die Aeufferungen derselben überhaupt, so ist das Verhältniß immer dasselbe, immer proportionirt, folglich, wenn diese Theorie gelten soll, immer vergnünd, und das Problem von verschiedenen Graden des Vergnügens ist demnach unaufgelöst geblieben. Fordert man aber gewisse bestimmte Arten und Grade der Seelenäufferung, oder eine bestimmte Proportion und Harmonie dieser Tätigkeit unter sich selbst, so müßte man theils voraussetzen, daß uns hiervon ein mehr oder weniger vollständiges Ideal zur Vergleichung mit dem Wirklichen immer vorschwebte, theils müßte man in einer Theorie diese Proportion wirklich bestimmen, weil man sonst bloß allgemeine Ausdrücke, denen sich nie ein concreter Naturgegenstand als Bedeutung unterlegen läßt, für eine psychologische Hypothese ausgegeben hätte, wobey es noch immer und in jedem Falle auf Erfahrung ankäme, auszumachen, welche Kraftäufferung, welcher Grad, welche Proportion dasselbe Vergnügen oder Mißvergnügen erwecke?

42 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

3) Iſts eine willkührliche Vorausſetzung, wenn Villaume alle Bewegungen der Kinder, und alle Handlungen der Menſchen überhaupt von dem Triebe nach Vergnügen ableitet, da ſie doch, wie Ariſtoteles und andere richtig bemerkt haben, anfangs nichts anders, als bald mechanifche Wirkungen der Organifation, bald inſtinktartige Effekte der Seele, obgleich der Naturabſicht nach zur Entwicklung des Vorſtellungsvermögens und zur Erzeugung angenehmer Empfindungen beſtimmt, ſind.

4) Iſt es unbefriedigend, wenn man das Vergnügen, welches die Seele aus körperlicher Thätigkeit ſchöpft, unmittelbar aus der Körperwirkung abgeleitet, und keine Erklärung darüber findet, wie dieſe mit den Thätigkeiten des Geiſtes und Gemüths zuſammenhängt, in welchen allein die nächſte Urſache von allem Vergnügen, als von etwas Innern, liegen kann.

Endlich wäre es ein Hauptgeſchäfte des guten Theoriſten gewefen, die Kraft ſelbſt und dasjenige, was ihr angemefſen ſeyn ſoll, zu beſtimmen, und die davon abgeleiteten Erſcheinungen in ſyſtematiſcher Verbindung

bindung als Aeste und Zweige Eines Hauptstammes vorzustellen; Spinoza, Platner und andere haben dieser Art des Verdienstes wenigstens nachgestrebt. Unser Schriftsteller hingegen reihet heterogene Dinge nach einer zufälligen Verbindung an einander, und es gebührt ihm daher zwar das nicht zu verachtende Lob eines fleissigen Sammlers und Beobachters, nicht aber das noch grössere eines systematischen Denkers, worauf doch ein jeder einigen Anspruch zu machen scheint, der auch nur zum Theil aus den Trümmern fremder Systeme sein eigenes Gedankengebäude errichten will.

Abicht befolgt in seinem Versuch einer Metaphysik des Vergnügens im Ganzen den Plan der Kantischen Kritik des reinen Erkenntnisvermögens.

I. Die transcendente Aesthetik des Gefühls.

1) Beweise für den Ursprung des Vergnügens a priori. —

a) Das Vergnügen scheint empirischen Ursprungs zu seyn.

Ver-

44 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

Vergnügen ist eine Empfindung des eignen Zustandes, welche durch äussere Gegenstände bewirkt worden ist; eine Empfindung in der noch nichts unterschieden, die ganz einfach ist, deren erste Quelle die auf uns einwirkenden Gegenstände sind.

- b) Das Vergnügliche ist kein Accidenz an den Gegenständen.
- c) Vergnügen ist keine Vorstellung überhaupt.
- d) Vergnügen ist keine Vorstellung irgend eines Verhältnisses der Gegenstände zu uns.
- e) Das Daseyn der Gegenstände ist nicht die unumgängliche Bedingung des Vergnügens. Es begleitet zwar die Empfindungen und Vorstellungen, die uns ins Bewusstseyn gegeben werden, aber nur auf die Weise, wie die Vorstellungen des Räumlichen und des Zeitflüssigen sie begleiten, und so wenig die letztern empirischen Ursprungs sind, so wenig kann es von dem Vergnügen behauptet werden.

f) Es

f) Es giebt nothwendige, allgemeine Gesetze des Lustsinnes, einen gemeinschaftlichen Grund des Vergnügens in uns. Die empirischen Gegenstände bestimmen nur in den einzelnen Fällen jene Gesetze näher.

g) Das Gesetz des Lustsinnes, des Gefühlvermögens ist oberstes Princip des Vergnügens. Das Gefühlvermögen ist nicht sowohl das Vermögen, des Vergnügens empfänglich zu werden, sondern vielmehr diejenige Seite an dem Princip der Seele, welche den Grund enthält, daß mit dem Bewußtseyn der Empfindungen und Gedanken zugleich diejenige Modification des Bewußtseyns vorhanden ist, welche wir Gefühl, Interesse u. s. w. nennen.

Das Gesetz des Gefühls, das Princip, der Grund und die Bedingung der Möglichkeit desselben ist: Das Ich, oder selbst das Princip der Seele, das Selbst. Die Bedingung und der Grund der Wirklichkeit des Gefühls ist: Das Anschauen des Ichs, die Selbstanschauung.

2) Diese

46 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

- 2) Diese Selbstanschauung ist gewissen empirischen Bedingungen und Hindernissen unterworfen und steht dem Grade nach in umgekehrtem Verhältniß zu der Handlung des Erkennens.

II. Transcendentale Analytik.

- 1) So viele ursprüngliche Formen der Begriffe, so viele Seiten und Eigenthümlichkeiten des Ich; so viele Hauptarten und Quellen des Vergnügens — pathische Categorien.

Nach den logischen Funktionen würden also folgende pathische Categorien herauskommen.

Tafel der pathischen Categorien.

a) Der Relation.

Ich mit meinen Beschaffenheiten,
Meine Kraft mit ihren Wirkungen,
Meine Harmonie.

b) Der Qualität.

Meine Realität,
Meine Einschränkung,
Mein Mangel.

c) Der

c) Der Quantität.

Mein absoluter Werth,

Meine Gröfse,

Mein Vollständiges.

d) Der Modalität.

Mein Mögliches und Unmögliches —

(Hoffnung und Verzweiflung),

Mein Wirkliches und Nichtwirkli-

ches — (das Gute und das Täu-
schende),

Mein absolut Gewisses und mein Zu-

fälliges, Wandelbares — (Das dauern-

de, bleibende, und das vergäng-
liche Gute).

2) Außerdem zählt Abicht vier pathische
Reflexionsbegriffe auf:

a) Scharffinn, Witz, Identificationsver-
mögen;

b) Urtheilskraft;

c) Tieffinn;

d) Bildungsvermögen, Einbildungskraft,
Kunstgenie.

Die Kategorien gewähren ein aestheti-
sches Vergnügen, indem nemlich eine Ei-
gen-

48 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

genschaft des Ich in das angeschaute Objekt gelegt wird; die Reflektionsbegriffe liegen dem reflektirten Vergnügen zum Grunde, welches eine ausdrückliche und besonnene Beziehung auf unsre Seelenkräfte voraussetzt.

- 3) Die Analytik der synthetischen Grundsätze a priori über Gegenstände des Vergnügens reducirt alles auf den Begriff des Guten, das ist, desjenigen Objektes, das in Verhältniß zu dem Lustsinn steht.

Der allgemeine Grundsatz ist:
Alle Gegenstände sind gut, weil alles die Selbstanschauung befördert.

Die besondern Grundsätze sind:

- a) Der Qualität: Alles Reale an den Gegenständen ist gut; alles Mangelhafte oder Negative ist Uebel; alles Eingeschränkte ist eingeschränkt gut oder böse.

- b) Der Quantität: Alle Gegenstände haben einen Werth, und sind in so fern gut; alle Größen haben einen schätzbaren Werth, und sind in so fern gut; alle realen ganzen Gegenstände haben einen gnügenden Werth, und sind in so fern gut.

c) Der

I. Ueber die Natur des Vergnügens. 49

c) **Der Relation:** Alle Gegenstände stehen durch die Empfindung und durch das Denken mit dem Ich und seiner Selbstanschauung in Verbindung, und sind in so fern gut; alle Gegenstände haben einen Grad von Kraft, und sind insofern gut; alle Gegenstände stehen in einer harmonischen Verbindung, und sind in so fern gut.

d) **Der Modalität:** Die guten möglichen Gegenstände sind ungewisse oder auch Halbgüter; die wirklichen guten Gegenstände sind gewisse ganze Güter, und die nicht wirklichen täuschende Güter; die nothwendigen guten Gegenstände sind die gewissesten, dauerndsten Güter, die zufälligen sind wandelbar.

III. Die transcendente Dialektik handelt von der Selbstanschauung der Vernunft in den Idealen.

Vernunft, sagt Abicht, ist das Vermögen der Regeln und Gesetze, (S. 204.) das Vermögen der Ideen oder Ideale (S. 205.) a).

Der

a) Sollte die Vernunft ausschliessend nur Regeln und Gesetze geben, und sollte diess nicht auch
D die

Der oberste synthetische Vernunft-Grundsatz des Vergnügens ist: Regeln, Gesetze, Grundsätze und Ideale sind sehr gut an sich, und ihre Güte steigt nach dem Grade der in ihnen wirklich vorgestellten und gedachten Allgemeinheit. Die untergeordneten Grundsätze entstehen theils durch Idealisirung der Verstandesbegriffe für sich, theils durch Anwendung derselben auf Erfahrungsgegenstände. Jene sind reine, dieses empirische Ideale. Sie werden ferner in Ideale der spekulativen und der praktischen Vernunft abgetheilt. Jene sind die physischen, diese die moralischen Gesetze a).

S c h l u s s.

Es giebt drey Hauptklassen des Vergnügens:

1) Grö-

die eigenthümliche Handlungsweise des Verstandes seyn, der wenigstens die logischen Regeln giebt? Ist denn eine Regel an sich schon Ideal?

a) Man vergleiche das über dieses Werk in der Allg. Lit. Zeit. Jahrg. 1790. No. 303. gefällte Urtheil.

I. Ueber die Natur des Vergnügens. 51

- 1) Größere sinnliche Vergnügungen —
physische Lust, oder Wollust.
- 2) Feinere sinnliche, mit Beschäftigung
des Verstandes begleitete, und in dieser
zum Theil bestehende Freuden — aesthetisches Vergnügen.
- 3) Durchaus edle, rein geistige, bloß vernünftige Freuden — moralisches Vergnügen.

Bey dem physischen Vergnügen spielt unsere Organisation die Hauptrolle. Es wird durch Eindrücke bestimmt, welche den Verstand gar nicht beschäftigen, wie, zum Beispiel, das Vergnügen des Gefühls, Geschmacks, Geruchs.

Bey dem aesthetischen Vergnügen ist keinesweges die ganze Beschäftigung des vorstellenden Wesens an der Sinnlichkeit gebunden, ungeachtet auch sie, in Rücksicht auf das Vergnügen durch das Auge und Ohr, beschäftigt wird. Die Eindrücke sind von solcher Beschaffenheit, daß sie auch, durch die Modifikationen der Formen, den Verstand in Thätigkeit setzen. Dies ist, zum Beispiel,

52 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

bey der Harmonie der Fall; wenn wir die verschiedenen Einheiten des Mannigfaltigen unter eine erste und obere gebracht finden, so werden die Kräfte des Verstandes in ein volles und leichtes Spiel ihrer Thätigkeit gesetzt. Das aesthetische Vergnügen kann also deswegen mit Recht der veredelnde Genuß genannt werden.

Bey dem moralischen Vergnügen sind im mindesten nicht sinnliche Eindrücke wirksam. Der nächste Gegenstand dieses Vergnügens ist zwar ebenfalls wieder die bloße Empfindung. Aber das, was bey dem moralischen Vergnügen auf uns wirkt, ist die reine Selbstthätigkeit der Vernunft, welche, in wie ferne sie dem Willen ein Gesetz giebt, das seine absolute Nothwendigkeit und Allgemeinheit nur durch sie allein erhält, und das nur durch Freyheit des Willens ausgeübt und übertreten werden kann, praktische Vernunft heißt. Das Vergnügen ist hier nur Folge, nicht Grund, nie Zweck, sondern immer nur Lohn. — — Doch es verdient diese wichtige Materie hier um so mehr ausführlich abgehandelt zu werden, da sie unter allen drey Arten des Vergnügens, wegen der falschen, unbestimmten, sich selbst

selbst widersprechenden Vorstellungsarten über die Sittlichkeit, bis in unseren Tagen, vorzüglich und nothwendig verkannt werden mußte. Ich werde mich aber bey dieser Untersuchung nur auf die lehrreichen Resultate einschränken, welche der so vorzüglich bekannte Verfasser der Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögen nun auch über das Begehrungsvermögen mit der ihm eigenthümlichen Bestimmtheit aufzustellen angefangen hat ^{a)}. Denn wie konnte man das moralische Vergnügen, und die Natur der Sittlichkeit richtig bestimmen, bevor man die ursprünglichen Anlagen der menschlichen Natur erforscht und entdeckt hatte? —

Um das moralische Vergnügen zu entwickeln und zu bestimmen, scheinen mir folgende Sätze des Verfassers von ganz besonderer Wichtigkeit zu seyn:

- 1) Das menschliche Begehrungsvermögen (in weiterer Bedeutung des Wortes) enthält zwey ursprüngliche, wesentlich ver-

D 3

schie-

^{a)} Briefe über die Kantische Philosophie von C. L. Reinhold B. 2. Leipz. 1792.

54 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

Schiedene, und wesentlich vereinigte Triebe, wovon der Eine, in der Sinnlichkeit gegründet, das Vergnügen überhaupt zum Objekt hat, der Andere, in der persönlichen Selbstthätigkeit vorhanden, ein lediglich durch sich selbst nothwendiges Gesetz aufstellt.

Der Eine ist der längst und allgemein anerkannte Trieb nach Vergnügen, der Andere die praktische Vernunft. Ich nenne sie einen Trieb, in wie ferne sie unwillkührlich thätig ist, und eine bestimmte, einzig mögliche, folglich schlechthin nothwendige Handlungsweise hat.

- 2) Ich nenne den Trieb, der durch Lust und Unlust in Thätigkeit gesetzt und befriediget wird, den Eigennützigem, und begreife unter dieser Benennung ohne Ausnahme alles unwillkührliche Streben, welches Genuß, er sey auch von was immer für einer Art, zum Objekt hat.

Freylich ist nicht alles Vergnügen (sondern nur das physische) in der bloßen Sinnlichkeit gegründet. Allein auch das
Ver-

Vergnügen am Schönen und Guten (das aesthetische und moralische) läßt sich nicht nur so wenig ohne Sinnlichkeit, als ohne Verstand und Vernunft denken; sondern die Person genießt auch bey demselben zunächst durch Sinnlichkeit, während Verstand und Vernunft nur den Gegenstand des Genusses bestimmen. Jeder Trieb nach Vergnügen, von was immer für einer Art, ist daher mehr oder weniger ein sinnlicher Trieb,

- 3) Unter dem uneigennützigen Triebe verstehe ich kein Streben nach Genuß, auch nicht nach demjenigen, der aus uneigennützigen Handlungen entspringt, und der eben darum sich nur als Folge, aber nicht als Grund derselben denken läßt. Ich verstehe darunter auch nicht die Neigung, andern Menschen ohne Rücksicht auf eigenen Nutzen, oder sogar mit eigenem Schaden wohl zu thun; sondern einzig und allein die praktische Vernunft im Gegensatz mit dem Triebe nach Vergnügen, in wie ferne sie als ein Trieb gedacht werden muß, dessen Forderung ein Gesetz ist, dem alle freywilligen Befriedigungen

56 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

des eigennützigen Triebes unterworfen sind.

4) Wille heisst das Vermögen der Person, sich selbst zur wirklichen Befriedigung oder Nichtbefriedigung einer Forderung des eigennützigen Triebes zu bestimmen.

5) Die bloße Forderung des eigennützigen Triebes heisst ein Begehren in engerer Bedeutung, und ist als die Wirkung des sinnlichen, theils durch Eindrücke von aussen gezwungenen, theils an der Einrichtung der Organisation gebundenen Triebes (des Instinktes) nothwendig.

6) Die bloße Forderung des uneigennützigen Triebes nicht an sich selbst, sondern in wie ferne sie durch die Freyheit der Person zur Triebfeder der Befriedigung oder Nichtbefriedigung einer Forderung des eigennützigen Triebes gebraucht wird, heisst reines Wollen, und ist in dieser Eigenschaft frey.

7) Das Vermögen der Person, sich selbst in Rücksicht auf die Befriedigungen oder Nichtbefrie-

befriedigungen des eigennützigen Triebes der Forderung des uneigennützigen entweder gemäß, oder derselben zuwider zu bestimmen, ist die natürliche Freyheit des Willens.

Diese Freyheit des Willens ist von der Selbstthätigkeit der Vernunft wohl zu unterscheiden, die in der Unabhängigkeit von äußern Eindrücken und von der Einrichtung der Sinnlichkeit besteht, aber sich nicht ohne die Abhängigkeit der Vernunft von ihrem Gesetze (dem Gesetze der reinen Selbstthätigkeit) denken läßt, während die Freyheit des Willens das Vermögen ist, jenes Gesetz zu befolgen, oder zu übertreten, die Vernunft entweder als Zweck oder als bloßes Mittel der willkührlichen Befriedigung des eigennützigen Triebes zu gebrauchen, und durch sie diesem Triebe entweder zu gebieten, oder zu gehorchen.

8) Sittlichkeit (Moralität) in weiterer Bedeutung, heist das bey einer Willenshandlung vorkommende Verhältniß zwischen den Forderungen des eigennützigen und uneigennützigen Triebes; Sittlich-

keit in engerer Bedeutung, (moralische Güte) die bey einer Willenshandlung vorkommende Unterordnung der Befriedigung des eigennützigen Triebes, unter die Forderung des uneigennützigen; das Gegentheil davon — Unfittlichkeit (Immoralität). Ohne Freyheit des Willens ist keine Moralität denkbar, und alle unfreywilligen Handlungen sind nicht moralisch.

- 9) Die allgemeinste Forderung des uneigennützigen Triebes in Rücksicht auf die freywilligen Befriedigungen oder Nichtbefriedigungen des eigennützigen heist das Sittengesetz, und läßt sich folgendermassen ausdrücken: Bey allen deinen Willenshandlungen sey die Befriedigung oder Nichtbefriedigung deines eigennützigen Triebes der Forderung des uneigennützigen untergeordnet.

Die Forderung des uneigennützigen Triebes überhaupt hat an und für sich selbst die bloße Gesetzmäßigkeit zum Objekt; in Rücksicht auf den eigennützigen Trieb aber — die Gesetzmäßigkeit der freyen Befriedigung oder Nichtbefriedigung desselben.

Die

Die unfreywillige Befriedigung des eigennützigten Triebes, die durch ein bloßes unfreywilliges Begehren bestimmte Handlung, ist legal, wenn sie, welches nur zufälliger Weise möglich ist, mit der Handlung übereinstimmt, die nach dem Gesetz des Willens erfolgt wäre. Die Legalität der Willenshandlung hingegen ist Moralität. Die Selbstbestimmung hat kein anderes Gesetz, als das praktische, das sie erfüllen oder übertreten kann. Die Unterscheidung des legalen Willens von dem moralischen setzt daher einen unbestimmten Begriff von Willen voraus, in welchem das Wollen noch nicht genug von dem Begehren, das kein Wollen ist, unterschieden wird.

Jede Beschränkung des eigennützigten Triebes, welche nicht durch die Rücksicht auf das praktische Gesetz, sondern entweder unfreywillig, durch den Zwang der Naturnothwendigkeit oder auch freywillig, aber durch die bloße Klugheit, geschieht, die den eigennützigten Trieb nur um seines eigenen Vortheils willen, folglich durch ihn selbst, beschränkt, ist also nicht moralisch.

10) Unterordnung, nicht Unterdrückung, Beschränkung, nicht Vernichtung

60 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

tung der freywilligen Befriedigungen des eigennützigen Triebes ist das Objekt des Sittengesetzes.

- 11) Der uneigennützige Trieb setzt der Beschränkung des eigennützigen in so ferne Gränzen, als er um seiner selbst willen, in gewissen Fällen, Befriedigung desselben vorschreibt.

Die moralische Gränze der Beschränkung des eigennützigen Triebes besteht daher in der vorgeschriebenen Befriedigung einer Forderung desselben zum Behuf des Sittengesetzes, folglich in einer Befriedigung, die, in wie ferne sie lediglich um des uneigennützigen Triebes willen vorgenommen wird, negative Beschränkung des Eigennutzes heißen kann. Ich kann mein Leben um des Genusses, oder um des Gesetzes willen erhalten. Nur das letztere ist moralisch.

- 12) Die moralische Beschränkung des eigennützigen Triebes heißt positiv, wenn sie in einer vorgeschriebenen Enthaltung, negativ, wenn sie in einer vorgeschriebenen Befriedigung besteht.

13) Recht

13) Recht ist, was durch Freyheit des Willens vermittelt des Sittengesetzes möglich ist.

14) Die durch das Gesetz des eigennützigen Triebes bestimmte Nothwendigkeit der Beschränkung des eigennützigen heißt die Pflicht. Pflicht ist vom Gesetz unterschieden wie Folge vom Grunde. Zwang und Pflicht sind daher wesentlich von einander verschieden, und zwar dadurch: daß die Nothwendigkeit des einen aus dem Naturgesetze erfolgt, und in so ferne unvermeidlich ist; die Nothwendigkeit der andern aber aus dem Gesetze der Freyheit quillt, dem der Wollende zuwider handeln kann.

15) Die philosophirende Vernunft ist in ihren bisherigen Repräsentanten mit sich selbst uneinig: „ob es im menschlichen Begehrungsvermögen überhaupt eine eigennützige Triebfeder gebe oder nicht, und ob dieselbe von der allgemein anerkannten eigennützigen wesentlich verschieden sey oder nicht.“ Der Grund von dieser, wie von jeder anderen, Uneinigkeit unter den Repräsentanten der philosophiren-

62 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

renden Vernunft liegt in einem, allen Partheien gemeinschaftlichen, Mißverständnisse. Er besteht in denjenigen Momenten der Streitfrage, die von ihnen allen gemeinschaftlich vorausgesetzt werden, und worüber es zwischen ihnen zu keiner Erklärung kömmt; er besteht in denjenigen Behauptungen, welche sie ihren gegenseitigen Erörterungen als *ausgemacht* zum Grunde legen, in einem Irrthume, den sie alle für Wahrheit halten.

- 16) Uneigennützig in eigentlicher Bedeutung würde das moralische Vergnügen nur dann und nur in so ferne heißen können, wann und in wieferne dasselbe nicht als Grund, sondern nur als Folge der sittlichen Handlung gedacht werden könnte. Das sittliche Wollen würde Objekt des sittlichen Vergnügens, dieses aber keinesweges das Objekt von jenem seyn können; das Vergnügen erfolgte aus der Handlung, aber nicht die Handlung aus dem Vergnügen; die Handlung würde das Vergnügen nur in so ferne zur Folge haben, als sie dasselbe nicht zum Bestimmungsgrund hatte, und der Wille würde nur in soferne sittlich handeln können, als er zu handeln vermag, ohne dazu durch Vergnügen bestimmt zu werden. Eine
sitt-

sittliche Handlung um des Vergnügens willen, das daraus erfolgt, vornehmen wollen, würde nichts anders seyn, als ein Mittel ergreifen, das seinen Zweck aufhebt. Die Tugend würde sich in so ferne selbst belohnen, als Vergnügen aus ihr entspringt; aber dieses würde auch nur in so ferne aus ihr entspringen, als der Tugendhafte dasselbe nicht zum Zweck seiner Handlungen gemacht, als er schlechterdings auf allen Lohn Verzicht gethan hat. Die Sittlichkeit würde die Gottheit seyn, deren Willen man nicht in so ferne thut, als man sie liebt, sondern, die man nur in so ferne liebt, als man ihren Willen thut.

17) Die Frage über die Uneigennützigkeit der sittlichen und die Eigennützigkeit der unsittlichen Triebfeder muß folgendermassen beantwortet werden.

Der Bestimmungsgrund des sittlichen Wollens liegt keineswegs im bloßen uneigennützigen, und der des unsittlichen keineswegs im bloßen eigennützigen Triebe; weder der eine in der bloßen Vernunft, noch der andere in der bloßen Sinnlichkeit; obgleich die Forderung des uneigennützigen Triebes
die

die einzige Triebfeder der sittlichen, und die Forderung des eigennützigen die einzige Triebfeder der unsittlichen Handlung ist. Der Bestimmungsgrund beyder Handlungen liegt in der Willkühr der Person, welche diese oder jene Forderung zur Triebfeder erhebt, — folglich in der Freyheit des Willens, oder dem Vermögen, sich selbst zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung eines Begehrens zu bestimmen, welches nur dadurch möglich ist, daß man sich entweder durch das freywillig ergriffene praktische Gesetz, oder durch Vergnügen gegen dasselbe bestimmt.

Die Forderungen des eigennützigen sowohl als des uneigennützigen Triebes müssen freylich bey jedem Wollen vorhanden seyn, und sind schon darum, weil ohne sie kein Wollen denkbar ist, Gründe, und weil die Gegenstände des Wollens durch sie bestimmt werden, objektive Gründe des Willens. Allein, sie sind an und für sich nur veranlassende, und nicht durch sich selbst bestimmende Gründe desselben. Der Wille hat nur einen einzigen durch sich selbst bestimmenden Grund, und dieser ist die Freyheit, das Vermögen der Selbstbestimmung,

mung, durch welches einer von den beyden veranlassenden zum bestimmenden gemacht wird. Der Wille wird daher weder durch Eigennützigkeit noch durch Uneigennützigkeit bestimmt, sondern er bestimmt sich selbst entweder zur Einen oder zur Andern.

Bey der sittlichen Handlung liegt der durch sich selbst bestimmende Grund in der Freyheit, der veranlassende im Gesetze der praktischen Vernunft, das durch Freyheit zum mittelbar bestimmenden erhoben wird; folglich liegt dieser Grund durchaus in keinem Vergnügen, weder im eigennützigen noch im uneigennützigen. Das letztere ist Folge, nicht Grund der Selbstbestimmung durchs Gesetz, welches weder durch Vergnügen zum Gesetz gemacht, noch durch dasselbe zur Ausübung gebracht wird.

Bey der unsittlichen Handlung liegt der durch sich selbst bestimmende Grund in der Freyheit, der veranlassende aber in einer Forderung des eigennützigen Triebes, die der Forderung des uneigennützigen widerspricht, und durch Freyheit zum mittelbar bestimmenden Grunde erhoben wird.

Vergnügen, und zwar eigennütziges, das heißt, ein solches Vergnügen, das nicht bloß Folge, sondern auch Zweck der Handlung ist, liegt also zwar der unsittlichen Handlung zum Grunde, aber auch nur darum, weil es durch Freyheit zum Grunde gelegt wird.

18) Da das Vergnügen überhaupt weder den subjektiven noch den objektiven Bestimmungsgrund der sittlichen Handlung abgeben kann: so kann unter dem sittlichen Vergnügen durchaus kein solches verstanden werden, welches auf irgend eine Art der Sittlichkeit, es sey nun dem Gesetze oder dem Willen, der dasselbe befolgt, zum Grunde gelegt werden könnte; sondern es läßt sich nur als dasjenige denken, das mit dem Gesetze und dem Entschlusse, der demselben gemäß ist, als Folge zusammenhängt. Nur in so ferne kann es auch ein uneigennütziges Vergnügen im eigentlichen Sinne des Wortes geben, und es ist durchaus kein anderes Vergnügen möglich, das diese Benennung führen könnte, als das sittliche, welches kein anderes Objekt als den guten Willen, und keine andere

I. Ueber die Natur des Vergnügens. 62

andere wirkende Ursache als die Freyheit in ihrer Eintracht mit der praktischen Vernunft haben kann a).

Man muß die Merkmale des Vergnügens in gemeinschaftliche, und in solche unterscheiden, die nur gewissen Arten des Vergnügens eigen sind. — Das Gemeinschaftliche dieser drey Arten ist:

Vergnügen ist unmittelbare Vorstellung unseres verbesserten Zustandes, und in dem Bewußtseyn einer in uns vorgegangenen Veränderung, die mit dem Gemüthe übereinstimmt, in dem Bewußtseyn des befriedigten Triebes gegründet. Nicht jedes Bewußtseyn des verbesserten Zustandes ist Vergnügen, sondern nur das unmittelbare, nicht durch Nachdenken erworbene, Bewußtseyn, das in dem Gefühle

E 2

unse-

- a) Man vergleiche noch über diese Materie die schätzbare Abhandlung in der neuen Thalia (B. I. St. 1. S. 92.): Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

68 I. Ueber die Natur des Vergnügens.

unseres Zustandes besteht. Die Verbesserung unseres Zustandes besteht hier in einer Empfindung, in einer Vorstellung, die unmittelbar durch Eindrücke entsteht. Unmittelbares Bewußtseyn einer Empfindung ist Gefühl; der Charakter jedes Vergnügens besteht also im Gefühle unseres befriedigten Triebes, das durch starke und leichte Beschäftigung hervorgebracht wird. Schmerz ist also Gefühl unseres eingeschränkten Triebes. Bey dem grobfinnlichen Vergnügen hat der entfernte Gegenstand, der durch den bloßen Eindruck auf unsere Sinne die Empfindung hervorbringt, gar keinen Werth, sondern derselbe ist in unserem Eigennutze, in der Empfindung, die er in uns hervorbringt, gegründet; er besitzt nur *pretium affectionis*, nicht *pretium intrinsecum*. Bey dem aesthetischen Vergnügen besitzen die dasselbe erweckenden Gegenstände *pretium affectionis* und *pretium intrinsecum*, in wie ferne sie angenehme Empfindungen gewähren, und in wie ferne auch der Verstand seine Regeln an ihnen realisirt findet.

II. Ueber

II.

Ueber

die Natur der Schönheit.

Ein Princip des Geschmacks, welches das allgemeine Criterium des Schönen durch bestimmte Begriffe angäbe, zu suchen, ist eine fruchtlose Bemühung, weil, was gesucht wird, unmöglich und an sich selbst widersprechend ist.

K a n t.

Der Geschmack wird eine Stütze erhalten, die ihm eine ewige Dauer zusichert, wenn es einst der philosophirenden Vernunft gelungen seyn wird, nicht etwa was sich nur fühlen läßt, zu denken, sondern die wirkende Ursache der aesthetischen Gefühle aus einer feststehenden Wissenschaft der Vermögen des Gemüthes abzuleiten, und einen Begriff von Schönheit aufzustellen, der nicht weniger als das Gefühl derselben untrüglich ist.

C. L. Reinhold.

Ueber

die Natur der Schönheit

Ein philosophisches Abhandlung, welche das allgemeine
Princip der Schönheit, und die Art und Weise, wie
sie in der Natur und in der Kunst zu finden ist,
darstellt. Von K. A. Reinhold.

Der Philosoph K. A. Reinhold, eine Zeitlang
Lehrer an der Universität zu Göttingen, hat
in dieser Abhandlung, die Natur der Schönheit
in der Natur und in der Kunst zu finden,
und die Art und Weise, wie sie in der
Natur und in der Kunst zu finden ist,
darstellt. Die Abhandlung ist in drei
Theile getheilt, die die Natur der
Schönheit in der Natur, in der Kunst
und in der Poesie behandeln.

C. A. Reinhold.

II.
Ueber
die Natur der Schönheit.

So wie der menschliche Geist die Natur des Vergnügens, die Arten, den inneren Gehalt und die Quellen desselben von jeher vorzüglich zum Gegenstand seiner Betrachtungen wählte, indem er sich bald überzeugte, daß der tief in sein Wesen gepflanzte und mächtige Trieb nach Glückseligkeit nur dann wahre und dauernde Befriedigung finden könne, wenn die Vernunft seine Führerin würde: so war auch die Natur des Schönen von jeher eine Lieblingsmaterie der philosophirenden Vernunft, weil jede unverdorbene und ihre höheren Kräfte entwickelnde Seele in dem Umgange mit der veredelnden

72 II. Ueber die Natur der Schönheit.

Schönheit selige Stunden durchlebte, und die Rückerinnerung an jene angenehmen Empfindungen sie lebhaft überzeugte, daß eine nähere Bekanntschaft mit ihrer Natur nichts anderes sey, als eine nähere Kenntniß der reichhaltigsten und süßesten Freudenquellen, und also wesentlich mit dem von jedem lebendigen Wesen sehnlich gewünschten Ziele zusammenhänge. Es dürfte daher Niemanden befremden, wenn die Zahl derjenigen Selbstdenker, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, so vorzüglich beträchtlich ist. Um also bey der Anführung der von den neueren Beobachtern aufgestellten Resultate meinem Plane getreu zu bleiben, ohne jedoch weitläufig werden zu müssen, will ich mich theils nur auf die vorzüglicheren einschränken, theils von der möglichsten Kürze leiten lassen, indem auch schon ein nur etwas ausführlicher Auszug aller der hierinn einschlagenden Vermuthungen und angeführten Erfahrungen leicht ein sehr bogenreiches Werk ausmachen dürfte. Nur einen Wolf *a)*, Croufaz *b)*, Hutcheson

a) Psycholog. empirica.

b) Traité du Beau. Amst. 1714. 12.

II. Ueber die Natur der Schönheit. 73

son *c*), Andre *d*), Hogarth *e*), Burke *f*), Home *g*), Mengs *h*), Winkelmann *i*), Diderot *k*), Shaftesbury *l*),

E 5

Sulzer

c) An Enquiry into the Original of our Ideas of Beauty and Virtue, Lond. 1726. 8. 1753. 8. — Deutsch, Frankf. u. Leipz. 1762. 8.

d) Essai sur le Beau. Par. 1741. 12. 2 Tom. — Deutsch, Altenburg 1757.

e) Analysis of beauty. Lond. 1750 und 53. 4. — Deutsch, von C. Mylius, Berl. 1760. 4.

f) A philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and the Beautiful. Lond. 1757. 8. — Deutsch, von Ch. Garve, Riga 1773. 8.

g) Elements of Criticism. — In der deutschen Uebersetzung von Meinhard B. 1. Kap. 3. S. 259. ff.

h) Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerey, Zürich. 1762 und 71.

i) Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst etc., Dresden 1771.

k) Traité du Beau im 1ten Bde. S. 309 seiner Oeuvr., Lond. 1773. 8. — Deutsch, in s. philos. Werken, Leipz. 1774. 8.

l) Characteristics of Men etc. Der neueste Abdruck Basel, 1790.

74 II. Ueber die Natur der Schönheit:

Sulzer *m*), Mendelfohn *n*), Her-
der *o*), Hemsterhuis *p*), Moritz *q*),
Camper *r*), Alison *s*), Kant *t*), — wer-
de

m) Vermischte philos. Schriften; Abhandl. Ueber
den Ursprung der angenehmen Empfindungen.

n) Philos. Schriften B. I, in den Briefen über die
Empfindungen S. 28. ff.

o) Plastik, odereinige Wahrnehmungen über Form
und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume,
Riga, 1778. gr. 8.

p) Vermischte philos. Schriften, gesammelt und ins
Deutsche übersetzt von Blankenburg, Leipz.
1782. Th. I; Abhandl. Ueber die Bildhauerey.

q) Ueber die bildende Nachahmung des Schönen.
Braunschweig 1788. 8.

r) Peter Camper über den natürlichen Unterschied der
Gesichtszüge verschiedener Gegenstände und ver-
schiedenem Alters. Ueber das Schöne antiker Bildsäu-
len und geschnittener Steine etc. — Nach des Verfas-
sers Tode herausgeg. v. seinem Sohne Adr. Gilles
Camper, überf. v. S. Th. Sömmering 1792. 4. Die
Schrift ist in 4 Theile getheilt; der dritte Theil
ist eigentlich zur Entwicklung der Begriffe des
Verfassers über das Schöne bestimmt.

s) Essays on the Nature and Principles of Taste.
Edinb. u. Lond. 1790. gr. 4. — Verdeutscht u.
mit Anmerkungen u. Abhandlungen begleitet von
K. H. Heydenreich. 2 Bde, Leipz. 1792. 8.

t) 1. Beobachtungen über das Gefühl des Schönen
u. Erhabenen, Riga, 1771. 2. Kritik der Ur-
theilskraft, Berl. 1790; Analytik des Schönen.

die ich anführen, und ihre gefundenen Hauptresultate über diesen Gegenstand ausheben.

Wolf, welcher das Vergnügen überhaupt in der undeutlichen Vorstellung der Vollkommenheit bestehen läßt, ohne bestimmt zu haben, ob diese Vollkommenheit in uns, oder außer uns, in dem Objekte, aufzufuchen sey, erklärt die Schönheit eben so unbestimmt. Es giebt Dinge, sagt er, die uns gefallen, und andere, die uns mißfallen. Dieser Unterschied bestimmt die Natur des Schönen und des Häßlichen: das, was uns gefällt, ist schön, was uns mißfällt, ist häßlich. Er setzt hinzu, daß die Schönheit in der Vollkommenheit bestehe, und daß das, was diese Vollkommenheit besitzt, geschickt sey, uns Vergnügen zu machen. Er unterscheidet dann zwey Arten von Schönheiten, die wahre und die bloß anscheinende. Die wahre entsteht aus einer wirklichen, die anscheinende aus einer nur vermeinten Vollkommenheit.

Anm. Diese Definition von Schönheit ist zu weit, und es ist die Schönheit mit dem Vergnügen, das sie erweckt, und mit der Vollkommenheit verwechselt. Ein Gegenstand kann

kann Vergnügen gewähren, ohne deswegen schön zu seyn, wie, zum Beyspiel, die Sittlichkeit. Sinnlichkeit, die bloße Einrichtung der Form selbst, gehört wesentlich zur Schönheit, nicht aber Brauchbarkeit. Eine Blume, zum Beyspiel die Tulpe, welche eben so wenig Wohlgerüche verbreitet, als sie in der Arzeneykunde unter die brauchbaren Blumen gezählt wird, kann nichts desto weniger schön seyn.

Wer auf das, was in ihm vorgeht, sagt Croufaz, wenn er den Begriff der Schönheit denkt, Acht giebt, der wird finden, daß er sich bey diesem Worte gewisse angenehme Empfindungen, eine gewisse Billigung eines Gegenstandes denke, und daß es einerley sey, zu sagen, dieser Gegenstand ist schön, oder zu sagen, dieser Gegenstand hat meinen Beyfall, macht mir Vergnügen.

In der Folge bemüht er sich, die Merkmale des Schönen fest zu setzen, deren er fünf zählt: die Mannigfaltigkeit, die Einheit, die Regelmäßigkeit, die Ordnung und die Proportion.

Crou-

Croufaz sagt uns nicht, was er durch Mannigfaltigkeit verstehe: durch Einheit scheint er die Beziehung aller Theile auf einen einzigen Zweck auszudrücken. Die Regelmäßigkeit setzt er in die ähnliche Zusammenstellung der Theile; die Ordnung heisst ihm eine gewisse Abstufung der Theile, die man in dem Uebergange von einem zum andern beobachten muß; und die Proportion erklärt er durch eine angenehme Vereinigung der Mannigfaltigkeit, Regelmäßigkeit und Ordnung in jedem Theile.

Anmerkung. Diese Erklärung ist nicht sowohl von der Natur des Schönen selbst, als von der Wirkung desselben hergenommen, und hat mithin eben den Fehler der sich in der Wolfischen befindet.

Man muß, sagt Hutcheson, eben so wenig fragen, was schön, als was sichtbar sey. Schön nennen wir das, was ein Gegenstand der Erkenntniß für den innern Sinn des Schönen ist. Aber die Frage ist ja: was ist das für ein Sinn? Hierauf antwortet Hutcheson: es ist weder

weder Sinnlichkeit, noch Verstand, noch Vernunft, noch alles zugleich, sondern ein beygelegter Sinn, ein Vermögen, wodurch wir die schönen Gegenstände unterscheiden, eben so, wie der Sinn des Gesichts ein Vermögen ist, wodurch wir Begriffe von Farben und Figuren erlangen. Er beweist die Realität seines sechsten Sinnes auf folgende Weise:

1) Unsere Seele verhält sich sowohl beym Vergnügen, als Mißvergnügen leidend; die Gegenstände rühren uns nicht so, wie wir es wollen. Einige machen auf unsere Seele einen nothwendigen Eindruck von Vergnügen, und andere einen eben so nothwendigen Eindruck von Mißvergnügen. Wir können dabey nichts thun, als die erste Art von Gegenständen auffuchen, die andere vermeiden; es ist die Einrichtung unserer Natur und zuweilen unserer individuellen Natur.

2) Vielleicht giebt es keinen Gegenstand, der von unserer Seele erkannt werden könnte, ohne daß er ihr mehr oder weniger eine nothwendige Veranlassung zum Vergnügen oder zum Mißvergnügen würde. Wir empfin-

empfinden, daß das Vergnügen oder Mißvergnügen durch die Betrachtung der Vorstellung, die sich alsdann unserem Geiste mit allen ihren Umständen darbietet, auf eine nothwendige Art erregt wird. In einigen dieser Vorstellungen ist nichts von dem enthalten, was man gemeiniglich sinnliche Vorstellung nennt: und bey denen, die von den Sinnen herrühren, entsteht das sie begleitende Vergnügen oder Mißvergnügen von der Ordnung oder Unordnung der beobachteten oder vernachlässigten Symmetrie, von dem Natürlichen oder Abentheuerlichen, das man in den Gegenständen gewahr wird; nicht von den einfachen Vorstellungen der Farbe, des Schalles, der Ausdehnung für sich betrachtet.

3) Dieses vorausgesetzt, nenne ich innerliche Sinne diejenigen Bestimmungen unserer Seele, vermöge deren sie bey der Betrachtung gewisser Formen oder gewisser Vorstellungen Vergnügen oder Mißvergnügen fühlt, und um diese Sinne von den körperlichen zu unterscheiden, nenne ich innerlichen Sinn des Schönen das Vermögen, wodurch wir die Neigungen,

gen, die Handlungen und Charaktere vernünftiger und tugendhafter Wesen billigen.

4) Diese Bestimmungen der Seele werden bey allen Menschen, die nur keinen ganz stumpfen Verstand haben, angetroffen, und es giebt daher in allen Menschen einen natürlichen Sinn für das Schöne, obgleich übrigens ihr Geschmack unendlich verschieden seyn kann.

5) Sobald wir auf die Welt kommen, fangen unsere äusseren Sinne an, sich zu üben. Die Gegenstände der innern Sinne bieten sich unserm Geiste etwas langsamer dar; und eben deswegen bildet man sich ein, als wenn die Fähigkeiten, die ich zu innern Sinnen mache, bloß von dem Unterrichte und der Erziehung herrührten. Würden die Sinne, wenn sie sich nur allmählig, und nur eines nach dem andern, in uns entwickelten, darum weniger Sinne seyn?

6) Die Vertheidiger des innerlichen Sinnes verstehen durchs Schöne die Vorstellung, welche durch gewisse Gegenstände in unserer Seele erregt wird, und durch den inner-

II. Ueber die Natur der Schönheit. 81

nerlichen Sinn des Schönen das Vermögen, diese Vorstellung zu erhalten. Ein Wesen kann völlig eben die äusserlichen Empfindungen haben, die wir haben, ohne die Aehnlichkeiten und Verhältnisse zwischen den Gegenständen gewahr zu werden; es kann sogar diese Aehnlichkeiten und Verhältnisse unterscheiden, ohne davon viel Vergnügen zu empfinden, und überdem sind die bloßen Vorstellungen von den Figuren, den Formen u. f. w. noch etwas anderes, als das Vergnügen darüber. Wie wollen wir also diese Fähigkeiten nennen, deren Aeufferung wir empfinden, ohne daß wir recht die Ursache davon anzugeben wüßten? **Innern Sinn ohne Zweifel! —**

- 7) Diese Benennung gründet sich auf die Aehnlichkeit dieser Fähigkeit mit den übrigen Fähigkeiten: und diese Aehnlichkeit besteht hauptsächlich darinn, daß das Vergnügen, welches der innere Sinn uns gewährt, von der Erkenntniß der Ursachen verschieden ist. Die Vergnügungen dieses Sinnes sind nothwendig, denn Schönheit und Häßlichkeit eines Gegenstandes werden immer Schönheit und Häßlichkeit für uns bleiben, wie viel Gewalt wir uns auch an-

F

thun

thun mögen, sie anders zu finden. Ein unangenehmer Gegenstand scheint uns deswegen nicht schön, weil er uns nützlich ist, und ein schöner deswegen nicht häßlich, weil er uns Schaden thut.

8) Hieraus erhellt, daß gewisse Gegenstände unmittelbar und durch sich selbst Veranlassungen des Vergnügens sind, welches die Schönheit gewährt; daß wir zur Empfindung desselben einen eigenen Sinn haben, und daß dieses Vergnügen für sich bestehend ist, ohne im geringsten von Eigennutz abzuhängen.

9) Wenn sich nicht mit der Betrachtung des Nutzens noch irgend eine andere Empfindung vermengte, und nicht noch irgend eine andere Fähigkeit mitwirkte, die von Verstand und Willen unterschieden wäre: so würde man, zum Beyspiel, ein Gebäude nur nach seinem Nutzen schätzen. Aber selbst Kinder und Wilde sehen diese Dinge nicht bloß aus so eingeschränkten Gesichtspunkten an. Man überlasse die Natur sich selbst, und der innere Sinn wird gewiß seine Wirksamkeit zeigen; er wird sich vielleicht in seinem Gegenstande betrügen, aber
die

die Empfindung des Vergnügens wird darum nicht weniger reell seyn.

Auf diese Art bemühen sich Hutcheson und seine Anhänger, einen innerlichen Sinn des Schönen zu beweisen.

Uebrigens unterscheiden diese Philosophen in körperlichen Dingen ein absolutes und ein relatives Schöne. Unter der absoluten Schönheit verstehen sie nur diejenige, die gewissen Gegenständen an sich selbst zukömmt, ohne dafs man sie mit etwas anderem, wovon sie eine Nachahmung wären, vergleichen könnte, zum Beyspiel, die Schönheit in den Werken der Natur, und in gewissen künstlichen Formen, Figuren, Körpern und Flächen. Relative Schönheit hingegen legen sie solchen Gegenständen bey, die man gemeinlich als Nachahmungen und Bilder von andern ansieht. Diese Eintheilung gründet sich also mehr auf die verschiedenen Quellen des Vergnügens, das uns die Schönheit gewährt, als auf die Verschiedenheit der Gegenstände.

Um die allgemeine Veranlassung der Vorstellungen des Schönen zu entdecken, zu

84 II. Ueber die Natur der Schönheit.

sehen, wie ein Gegenstand (in Beziehung auf den Menschen) beschaffen seyn müsse, damit er den innern Sinn des Schönen beschäftige, untersuchen die Anhänger Hutchesons die allereinfachsten Dinge, zum Beyspiel, die Figuren, und finden, daß diejenigen, die wir schön nennen, Einförmigkeit im Mannigfaltigen darbieten. Unter den Körpern scheint ihnen von allen regelmässigen Körpern der schönste, der die grösste Menge von Flächen hat, und eben so nimmt, nach ihrer Meynung, die Schönheit dieser Körper beständig ab, je näher sie der regelmässigen Pyramide kommen. So wie unter den gleichförmigen Gegenständen die mannigfaltigsten die schönsten sind: so sind auch, nach ihren Grundsätzen, unter den gleichmannigfaltigen wiederum die einförmigsten die schönsten. Mithin ist das gleichseitige und selbst das gleichschenkligte Dreyeck schöner als das ungleichseitige.

Das Schöne in den Werken der Natur gründet sich, nach ihrer Meynung, auf die nehmlichen Ursachen. Allenthalben findet man hier Einförmigkeit in der Mannigfaltigkeit.

So

So fahren diese Philosophen fort, und handeln auch von der Schönheit in denjenigen Künsten, deren Werke man nicht eigentlich als Nachahmungen betrachten kann, dergleichen die Baukunst, die mechanischen Künste, und die natürliche Harmonie sind.

Die relative Schönheit setzt Hutcheson in die Aehnlichkeit, welche sich zwischen dem Vorbilde und dem Nachbilde findet. Hieraus folgt, daß das relative Schöne da seyn kann, ohne daß sich die mindeste Schönheit in dem nachgeahmten Vorbilde findet.

Anmerkung. Freylich haben wir Anlagen erhalten, Schönheit und Häßlichkeit durch ein Gefühl wahrzunehmen. Aber dieses Vermögen, der Geschmack, ist keinesweges eine besondere, von den anderen unabhängige, Fähigkeit, sondern es muß ebenfalls von dem Grundvermögen, von der Sinnlichkeit, dem Verstande und der Vernunft, abgeleitet werden.

Der Jesuit Andre theilt mit vielem philosophischen Scharfsinn das Schöne in seine verschiedenen Arten, und giebt von jedem sehr bestimmte und treffende Erklärungen. Es verlohnt sich daher gewiss der Mühe, seinem Gedankengange etwas genauer zu folgen, wenn man gleich nirgends in seinem Werke die Erklärung des generischen Begriffes vom Schönen überhaupt findet; er müßte denn etwa das Schöne, wie Augustin, in die Einheit setzen.

Pater Andre theilt seine Untersuchungen in vier Hauptstücke ab, und handelt:

- 1) Vom sichtbaren Schönen,
- 2) Vom Schönen in den Sitten,
- 3) Vom Schönen in den Werken des Geistes; und endlich
- 4) Vom musikalischen Schönen.

Jede dieser verschiedenen Arten des Schönen bringt er wieder unter drey verschiedene Gesichtspunkte. Er behauptet, daß man in jeder zuerst ein wesentliches, absolutes,

tes, und von aller, selbst göttlicher, Willkühr unabhängiges Schöne findet; dann ein natürliches, von der Einrichtung des Schöpfers, nicht aber von menschlichen Meynungen und Vorstellungsarten abhängiges Schöne; endlich ein künstliches, zum Theil willkührliches, Schöne, das gleichwohl von den ewigen Gesetzen des wesentlichen Schönen immer in gewisser Mafse abhängig bleibt.

Das wesentliche Schöne setzt er in die Regelmäßigkeit, Ordnung, Proportion und Symmetrie, die in den Werken der Natur beobachtet sind; das künstliche in die Regelmäßigkeit, Ordnung, Symmetrie und Proportion, die in unseren mechanischen Künsten, unserm Schmucke, unsern Gebäuden, unsern Gärten u. s. w. herrschen; und von diesem letztern merkt er an, daß es eine Mischung vom absoluten und willkührlichen Schönen sey.

Es giebt also in den Werken der Künste ein wesentliches Schöne, das in der Ordnung besteht, ein willkührliches, das in der freyen und vom Künstler abhängigen Anwendung der Gesetze der Ordnung, in der Wahl einer

88 II. Ueber die Natur der Schönheit.

solchen Ordnung besteht; ein Schönes des Systems, das auf Beobachtung gegründet ist, und selbst unter den gelehrtesten Künstlern zu Verschiedenheiten Anlaß giebt, doch nie zum Nachtheile des wesentlichen Schönen, als welches hier eine unveränderliche Gränze zieht, die nie darf überschritten werden.

Das willkührliche Schöne theilt Andre in ein Schönes des Genies, das sich auf die Kenntniß des wesentlichen Schönen, des Geschmacks, das sich auf die Werke der Natur und der grössten Meister, die uns in der Anwendung des wesentlichen Schönen zu Führern dienen, und der bloßen Willkühr, das sich aber auf nichts gründet, und also auch nirgends zugelassen werden darf.

Das wesentliche Schöne in den Sitten, in den Werken des Geistes, und in der Musik gründet sich auf die Ordnung, die Regelmäßigkeit, die Proportion, die angemessene Richtigkeit, Schicklichkeit und Uebereinstimmung, welche wir in einer schönen Handlung, einem schönen Stücke, einem schönen Concerte gewahr werden, und wodurch die moralischen, intellektuellen und harmonischen Werke ihre Einheit erhalten.

Das

Das natürliche Schöne ist in den Sitten die Beobachtung des wesentlichen Schönen in unserer Aufführung, nach Maßgabe des Platzes, den wir unter den Dingen in der Natur einnehmen; in den Werken des Geistes die getreue Nachahmung und Schilderung der Werke der Natur in allen ihren Gattungen; in der Harmonie die Befolgung der Gesetze, welche die Natur bey der Einrichtung der tönenden Körper und unseres Gehörs beliebt hat.

Das künstliche Schöne besteht in Absicht der Sitten darinn, daß man sich nach dem Gebrauche seiner Nation, nach dem Geiste der Gesetze seiner Mitmenschen bequeme; in Absicht der Werke des Geistes darinn, daß man die Regeln der Rede nicht beleidige, die Sprache kenne und dem herrschenden Geschmacke folge; in Absicht der Musik darinn, daß man zu rechter Zeit Misklänge, Disharmonie hineinzubringen wisse, und sich in seinen Werken nach den einmal angenommenen Bewegungen und Intervallen richte.

Anmerkung. Andre hat, wenn er gleich viele und bündige Grundsätze vorgetragen,

gen, doch Schönheit und Vollkommenheit mit einander verwechselt, den Ursprung unserer Begriffe von Verhältniß, Ordnung und Ebenmafs nicht entwickelt, und, wie schon oben erinnert worden, bey vielen vortreflichen und lehrreichen Winken, doch keine Definition von Schönheit gegeben. —

Hogarth, der sich durch seine Carrikaturen vorzüglich bekannt gemacht hat, behauptet, daß die Schönheit Vollkommenheit an äusseren Gegenständen sey, und durch äussere Sinne wahrgenommen werde. Aber dieses von ihm angegebene Merkmal deucht ihm noch zu allgemein, und er schränkt seine Definition von Schönheit ein, indem er behauptet, daß die Vollkommenheit an den sichtbaren Gegenständen in der Form ihres äusseren Umrisses bestehe, und, da jeder Contour sich in Linien auflösen und zergliedern lasse, so sey der Contour in derjenigen Gattung krummer und gewundener Linien aufzufuchen, die man in der Kunstsprache mit dem Namen der Wellenlinie belegt, die zwischen ganz geraden und ganz gekrümm-

krümmten Linien das Mittel hält, deren Krümmung nicht zu unmerklich und nicht zu stark ist.

Anm. So wenig nun zu läugnen ist, daß dieser mittleren unter den gewundenen Linien in der That Schönheit beygelegt werden muß, daß Umrisse von Körpern, bey denen sie geschmackvoll angebracht ist, vorzüglich vor andern gefallen, daß endlich körperliche Bewegungen, zum Beyspiel, pantomimische Tänze eine Art von Reitz erhalten, wenn sie einer solchen Wellenlinie nahe kommen: so wenig ist doch in diese Schönheitslinie das Wesen der Schönheit zu setzen. Nicht einmal die Schönheit der sichtbaren Gegenstände ist durch sie bestimmt und auf ihre erste allgemeine Quelle zurückgeführt, geschweige denn die Schönheit überhaupt. Denn ist, zum Beyspiel, ein Gebäude, wo gar keine Wellenlinie angebracht ist, das nur gerade Linien in seinen Säulen aufzuweisen hat — darum weniger schön? Und giebt es nicht an den Gegenständen der Schönheit, denen sie so wenig zukömmt, eine Menge Beschaffenheiten, der Figuren sowohl als der Farben, die zusammen genommen den Grund der Schönheit aus-

ausmachen? Bleibt, endlich, nicht immer noch die Frage übrig: warum ist diese Linie schön? —

Hogarth hat also blos eine Art der Schönheit, keineswegs die Gattung der Schönheit überhaupt angegeben.

Burke schickt seinen Untersuchungen über das Schöne und Erhabene, welche von ihm gewiss mit der größten Ausführlichkeit und nicht geringem Scharffinne durchgeführt worden sind, eine lehrreiche Einleitung vorher, in welcher er nemlich einige treffende Bemerkungen über den Geschmack vorträgt. Es scheint mir diese Materie in einer zu genauen Verbindung mit jenen Gegenständen zu stehen, als daß ich diese Einleitung mit Stillschweigen übergehen könnte.

Wahrscheinlicher Weise, sagt Burke, ist der Maßstab der Vernunft und des Geschmacks für alle menschliche Wesen derselbe. Denn gäbe es nicht solche, allen Menschen gemeinschaftliche, Grundsätze der Urtheile und der Empfindungen: so gäbe es keinen so beständigen

digen regelmässigen Einfluß, weder auf ihre Vernunft, noch auf ihre Leidenschaften, als zur Errichtung und Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Verbindungen im menschlichen Leben nothwendig ist. Gewisse Maximen der gefunden Vernunft scheinen sogar auch bey den Ungelehrtesten stillschweigend angenommen zu seyn, und wenn der Geschmack nicht mit eben so gutem Erfolg angebauet worden ist, so liegt die Schuld nicht an der Unfruchtbarkeit der Materie, sondern an dem Mangel oder der Nachlässigkeit der Arbeiter. Die Bewegungsgründe sind in dem einen Falle nicht so dringend, wie in dem andern; wenn die Menschen in ihren Meynungen über Sachen des Geschmacks von einander abgehen, so sind die Folgen davon nicht so wichtig. Außerdem würde die Logik des Geschmacks zu einer eben so vollkommenen Richtigkeit gebracht worden seyn, als die Logik der Vernunft. — Das Wort Geschmack ist, wie alle metaphorische Wörter, von keiner genau bestimmten Bedeutung. Ich verstehe unter dem Worte Geschmack nichts anders, als diejenige Fähigkeit, oder Fähigkeiten, der Seele, auf welche die Werke der Einbildungskraft und der schönen Künste ihre Eindrücke machen, und von welchen sie beurtheilt werden.

den. Sind nun die Triebfedern und Gesetze, nach welchen die Imagination von den Dingen Eindrücke bekömmt, bey allen Menschen so einstimmig, und bey jedem so beständig, daß man darauf sichere Grundfätze zu einem befriedigenden Raiffonnement über diese Gegenstände bauen kann? Solche Gesetze und solche Triebfedern, glaube ich, giebt es wirklich. Ich kenne keine andern natürlichen Fähigkeiten im Menschen, die sich mit den äußern Gegenständen beschäftigen, als die Sinne, die Imagination, und die Urtheilskraft. Wir nehmen, und zwar mit Recht, an, daß, da bey allen Menschen der Bau ihrer sinnlichen Werkzeuge beynahe oder vollkommen derselbe ist, auch die sinnlichen Vorstellungen, welche durch dieselben erregt werden, bey allen Menschen einerley, oder wenig verschieden sind. Wenn aber diess einmal gewiß ist, daß einerley körperliches Objekt bey allen Wesen unserer Gattung einerley sinnliches Bild hervorbringt: so muß man auch zugeben, daß das Vergnügen und der Schmerz, welche dieses Objekt bey dem einen erregt, von demselben bey allen Menschen erregt werden, vorausgesetzt, daß es bloß seine einfache, natürliche und von seinen eigenen Kräften abhängige Wirkung thue. Wir wollen

len diese Sache zuerst bey dem Sinne des Geschmacks untersuchen; und diess um so viel eher, weil die Fähigkeit, von der die Rede ist, ihren Namen von diesem Sinne erhalten hat. Alle Menschen nennen den Honig süß, den Wermuth bitter, das Süße angenehm, und das Bittere verdrüsslich. Freylich geben wir zu, daß durch Gewohnheit und durch einige andere Ursachen, Abweichungen von dem natürlichen Vergnügen oder Schmerz dieser verschiedenen Arten des Geschmacks entstehen können; aber es bleibt dabey doch immer noch das Vermögen, den natürlichen Geschmack von dem angewöhnten zu unterscheiden. Wenn gesagt wird: über den Geschmack läßt sich nicht streiten; so kann diess nur so viel bedeuten: es läßt sich nicht genau ausmachen, wie viel Lust oder Unlust einem gewissen bestimmten Menschen der Geschmack eines gewissen besondern Dinges mache. Aber welches die Dinge sind, die natürlicher Weise dem Sinne Vergnügen oder Verdruss machen, darüber läßt sich mit hinlänglicher Deutlichkeit und Richtigkeit streiten. — Diese Uebereinstimmung der Menschen findet sich nicht bloß bey dem Sinne des Geschmacks. Auch die Vergnügungen des Gesichts entstehen bey allen aus ganz gleichförmig-

förmigen Urfachen. — Außer denjenigen Vorstellungen und der damit verbundenen Lust oder Unlust, die von den Sinnen herkommen, hat die menschliche Seele noch eine Art von eigener schöpferischer Kraft, entweder die Gestalten der Dinge, in der Ordnung und auf die Art, wie sie sie durch die Sinne bekommen hat, nach ihrem Gefallen wieder vorzustellen oder diese Bilder auf neue Arten und nach andern Ordnungen zusammenzusetzen. Diese Kraft heisst *Imagination*, und zu ihr gehört alles, was man *Witz*, *Phantasie* und *Erfindung* nennt. Diese Kraft der *Imagination* vermag keine ganz neue Vorstellung hervorzubringen: sie kann nur die Anordnung derjenigen verändern die sie von den Sinnen erhalten hat. Nun ist die *Imagination* das weiteste Feld für Vergnügen und Schmerz, weil sie der Sitz unsrer Hoffnungen und Schrecken, und aller der Leidenschaften ist, die mit diesen zusammenhängen; und was also vermöge eines natürlichen ursprünglichen Eindrucks geschickt ist, die *Imagination* mit diesen beherrschenden Vorstellungen anzufüllen, muß beynahe auf alle Menschen eine gleiche Gewalt äußern. So weit also, als der Geschmack zur Einbildungskraft gehört, so weit sind seine Regeln
bey

bey allen Menschen dieselben. — Was man Geschmack nennt, ist, wie mich dünkt, in seiner gewöhnlichsten Bedeutung nicht eine einfache Vorstellung, sondern es ist zusammengesetzt aus den ursprünglichen Vergnügungen der Sinne, den abgeleiteten Vergnügungen der Einbildungskraft, und den Schlüssen unserer Vernunft über die verschiedenen Verhältnisse von jenen und über die menschlichen Leidenschaften, Sitten und Handlungen; diess alles gehört zusammen, den Geschmack auszumachen. Die Grundlage von dem allen aber ist in allen menschlichen Geistern einerley; denn, da die sinnlichen Empfindungen die Urbilder aller unserer Vorstellungen, und also die Quellen aller unserer Vergnügungen sind: so muß, wenn diese Empfindungen nicht ungewiß und willkührlich sind, die ganze Anlage des Geschmacks allen gemein seyn, und so ist also zu richtigen Schlüssen über diese Materien ein hinlänglicher Grund gelegt.

So lange wir den Geschmack bloß nach seiner Natur und Gattung im allgemeinen betrachten: so lange finden wir seine Bestandtheile vollkommen gleichförmig. Aber der Grad, in welchem bey einzelnen Personen

jeder dieser Theile herrscht, ist eben so verschieden, als diese Theile selbst gleichartig sind. Denn Empfindlichkeit und Urtheilskraft, zwey Eigenschaften, welche das ausmachen, was wir gemeiniglich Geschmack nennen, wechseln bey den verschiedenen Menschen auf eine auſſerordentliche Weiſe ab. Aus einem Fehler der ersten dieser Fähigkeiten entſpringt der Mangel an Geschmack, und aus einer Schwäche der letztern, entſpringt der verkehrte und ſchlechte Geschmack. —

Unter Schönheit, fährt Burke fort, verſtehe ich diejenige Beſchaffenheit, oder Beſchaffenheiten, eines Körpers, durch welche er Liebe, oder eine dieſer ähnlichen Leidenschaft erregt. Ich ſchränke dieſen Begriff bloß auf die ſichtbaren Eigenſchaften der Dinge ein, um einen Gegenſtand einfacher zu machen, der uns nothwendig verwirren muß, wenn wir alle Urfachen von Zuneigung, alle Eigenſchaften der Dinge, durch welche ſie Liebe erregen können, es ſey vermöge des natürlichen Eindrucks, den ſie bey ihrem Anblick machen, es ſey vermöge der Betrachtungen, die wir über ſie anſtellen, dazu rechnen wollen. Ich unterſcheide ferner Liebe, das

heißt, das Vergnügen, welches der Seele das Anschauen des Schönen in jeder Gattung macht, von Begierde oder sinnlicher Lust, dem heftigen Bestreben der Seele, dasjenige zu besitzen, was ihr nicht als schön, sondern aus ganz andern Ursachen gefällt. Wir können eine große Begierde nach dem Besitze eines Frauenzimmers von geringer Schönheit haben; da hingegen die vollkommenste Schönheit einer Mannsperson oder eines Thieres, ob sie gleich Liebe erregt, doch nicht das geringste von einer Begierde erweckt. Diefes beweist, daß Schönheit, und die Leidenschaft, die von Schönheit erregt wird, und welche ich Liebe nenne, von Begierde wirklich unterschieden sey, ob sich gleich zuweilen Begierde mit ihr vermischen kann.

Schönheit ist eine Sache von einer viel zu merklichen Wirkung, als daß sie nicht von einer ihr eigenthümlichen positiven Beschaffenheit herkommen sollte. Man sagt gemeinlich, daß die Schönheit in der Proportion der Theile bestehe. Einige sind der Meynung, die Vorstellung von dem Nutzen eines Dinges, oder von derjenigen Einrichtung und Bildung eines Theils, die ihn zur Erreichung seiner Absicht geschickt macht, sey die Ursache

von Schönheit, oder sey vielmehr Schönheit selbst. Freylich, wenn diejenigen Theile menschlicher Körper, welche proportionirt sind, auch allemal schön befunden würden, welches aber gewifs nicht geschieht; oder wenn die proportionirten Theile allemal die Lage gegen einander hätten, daß aus ihrer Vergleichung ein unmittelbarer Eindruck des Vergnügens entstehen könnte, welches sehr selten der Fall ist; oder wenn sich an Pflanzen und Thieren irgend ein gemeinschaftliches Verhältniß angeben ließe, welches immer mit Schönheit verbunden wäre, dergleichen sich durchaus nicht angeben läßt; oder wenn Theile, die zu ihren Absichten schicklich sind, allemal schön wären, und wo der Nutzen fehlt, auch die Schönheit mangelte, welches aller Erfahrung zuwider ist: alsdann könnten wir schliessen, daß Schönheit in Proportion, oder in Nutzbarkeit bestehe. Aber da sich in allen diesen Absichten die Sache ganz anders verhält, so können wir sicher seyn: Schönheit hängt nicht von Verhältniß und Nutzen ab; sie mag nun sonst auch entspringen, woraus sie will. — Auch Vollkommenheit ist nicht die Quelle der Schönheit. Dieser Satz ist viel weiter, als auf die sinnlichen Gegenstände, ausgedehnt worden. Aber, wenn man

nur

nur bey diesen stehen bleibt, so findet man, daß Vollkommenheit an und für sich betrachtet, so wenig die Ursache von Schönheit sey, daß vielmehr diese, wo sie bey dem andern Geschlechte am größten ist, fast immer den Begriff von Schwäche und Unvollkommenheit mit sich führt. Schönheit im Unglücke ist die einnehmendste Schönheit. Ich weiß, daß jedermann sagt: man muß die Vollkommenheit lieben. Eben diess ist mir ein Beweis, daß sie nicht der eigentliche Gegenstand der Liebe sey. Wer hat wohl jemals gesagt: man ist verbunden, ein schönes Frauenzimmer, oder irgend ein anderes schönes Geschöpf zu lieben? Hier braucht es gar nicht erst unser Wollen, um von der Sache gerührt zu werden. Eben diese Anmerkung läßt sich auf die Eigenschaften der Seele anwenden. Die großen bewundernswürdigen Tugenden, die zu dem Erhabnen gehören, erwecken mehr Furcht als Liebe. Die sanftern Tugenden sind es, welche unser Herz einnehmen, und in uns die Empfindung von etwas liebenswürdigem erwecken, zum Beispiel, ein gefälliger, nachgebender Charakter, Mitleiden, Freundlichkeit: obgleich diese letztern in der That von geringerer Wichtigkeit für das Beste der Gesellschaft, und von einer

mindern Würde sind, als, zum Beyspiel, Gerechtigkeit. Aber eben deswegen gefallen sie uns nur desto besser. —

Da Schönheit nicht ein Werk uners eignen Verstandes ist, da sie selbst da gefällt, wo sich gar kein Nutzen entdecken läßt; da die Methoden und Ordnungen der Natur gemeiniglich von unsern Abmessungen und Proportionen so weit abgehen: so müssen wir natürlicher Weise schliessen, daß die Schönheit, wenigstens in den meisten Fällen, eine besondere Eigenschaft der Körper sey, die auf eine mechanische Art, vermittelt der Sinne, auf die Seele wirkt. — In Absicht der Ausdehnung ist schön, was vergleichungsweise klein ist. Man hat mich versichert, daß in den meisten Sprachen Dinge, die man liebt, mit verkleinernden Beywörtern benennet werden. Wenigstens ist es so in allen Sprachen, die ich kenne. —

Die nächstfolgende Eigenschaft, die sich beständig an schönen Gegenständen findet, ist Glätte: und diese scheint der Schönheit so wesentlich zu seyn, daß ich mich nicht eines einzigen Dinges erinnere, das ohne dieselbe schön wäre. Ein sehr beträcht-

trächtlicher, und vielleicht der beträchtlichste, Theil von dem Eindrücke, den die Schönheit macht, ist dieser Eigenschaft zuzuschreiben. — Aber, so wie vollkommen schöne Körper nicht aus winklichten Theilen zusammenge setzt sind: so gehen auch ihre Theile nicht lange in einerley geraden Linien fort. Sie verändern ihre Richtung alle Augenblicke, und verändern sie durch unmerkliche, aber immer fortgehende, Abweichungen von der ersten Linie, dergestalt, daß es dem Auge unmöglich ist, den Punkt zu bestimmen, wo sie die erste Richtung verließen, und wo sich die neue anfängt. Man gebe auf diejenigen Theile eines schönen Frauenzimmers Acht, welche vielleicht die schönsten sind, auf den Hals und den Busen; auf seine Glätte, seine Weiche, sein unmerkliches sanftes Emporschwellen; auf die Abänderungen seiner Oberfläche, die nicht in dem kleinsten Raume dieselbe Richtung behält: auf die verführerischen Irrgänge, durch welche das unstete Auge sanft fortgleitet, ohne zu wissen, wo es stehen bleiben soll, oder wohin es geführt wird. Ist dies nicht ein klarer Beweis, daß diese beständige und doch in keinem Punkte besonders merkliche Veränderung der Oberfläche, einer der wesentlichsten Bestandtheile

der Schönheit sey? — Ein Ansehen von Festigkeit und Stärke ist der Schönheit ausnehmend nachtheilig. Ein Schein von Delikatesse und selbst von Schwächlichkeit ist ihr beynahe wesentlich. Es ist nicht die Eiche, die Espe, der Ulmenbaum, oder einer der starken Bäume des Waldes, die wir als schön betrachten: sie sind majestätisch und ehrwürdig; sie flößen eine Art von Ehrerbietung ein. Die zarte Myrte ist es, der Orangen- und Mandelbaum, der Jesmin, das Blumen- geschlecht, dieß durch seine Schwäche und kurze Dauer sich unterscheidende Geschlecht, diese sind es, die wir als Schönheiten unter den Gewächsen ansehen. Unter den Thieren ist das Windspiel schöner als der Bauerhund, und das feine arabische Pferd ist weit liebenswürdiger, als das starke standhafte Wagenpferd. Ich habe nicht nöthig, von dem schönen Geschlechte viel zu sagen, von welchem dieser Punkt leicht zugestanden werden wird. Man muß mich aber nicht so verstehen, als wenn ich glaubte, daß Schwäche, wenn sie das Zeichen eines ungesunden kranken Körpers ist, schön seyn könne. Sie thut aber alsdann die üble Wirkung, nicht weil sie Schwäche ist, sondern weil das Uebelbefinden des Körpers, woraus sie entsteht, zugleich die andern

andern Bedingungen der Schönheit aufhebt. — Farben, die schön sind, müssen rein und helle, aber nicht außerordentlich stark seyn. In jeder Art der Farben sind es die gemäßigtern, die mittlern, welche der Schönheit eigen zu seyn scheinen. Wenn endlich die Farben stark und lebhaft sind, so müssen sie wenigstens abwechseln und der ganze Gegenstand muß nicht von einer einzigen starken Farbe seyn. —

Die Schönheit wirkt durch eine Nachlassung aller festen Theile unsers körperlichen Baues. Alle Kennzeichen einer solchen Erschlaffung sind vorhanden. Und mir scheint eben in dieser Erschlaffung, wenn sie nicht viel von dem natürlichen Ton unserer Fiebern abweicht, der Grund alles positiven Vergnügens zu liegen. a)

Das Wort Schönheit, sagt Home,
ist nach seiner ursprünglichen Bedeutung nur

G 5

Gegen-

- a) Die treffende Kritik des königsbergischen Philosophen über die von Burke angestellte bloß empirische Exposition des Schönen werde ich erst dann mittheilen, wenn ich die Resultate seiner Beobachtungen über das Erhabene aufgestellt habe.

Gegenständen des Gesichtes eigen. Gegenstände anderer Sinne, wie die Töne musikalischer Instrumente, die sanften und glatten Oberflächen gewisser Körper, können angenehm seyn; aber diejenige Annehmlichkeit, die wir Schönheit nennen, kommt nur sichtbaren Gegenständen zu.

Unter allen Gegenständen der Sinne ist ein Gegenstand des Gesichts am meisten zusammengesetzt.

Alle die verschiedenen Bewegungen, welche die Schönheit erregt, behaupten nur den Einen allgemeinen Charakter, daß sie sanft und munter sind.

Wenn wir die Schönheit sichtbarer Gegenstände aufmerksam betrachten, so entdecken wir zwey verschiedene Gattungen derselben. Die eine könnte man eigene Schönheit nennen, da man sie bey Gegenständen entdeckt, die man besonders und in keinem Verhältnisse mit andern betrachtet. Die andere kann Schönheit des Verhältnisses genannt werden, da sie auf die Verhältnisse der Gegenstände gegründet ist. Beyde Arten sind oft innig mit einander vereinigt.

Die

Die erstere wird bloß durch die Sinne empfunden; denn um die Schönheit einer schattigen Eiche oder eines fließenden Baches zu empfinden, ist nichts als ein bloßer Aktus des Sehens nöthig. Die Empfindung der letztern erfordert Betrachtung und Nachdenken; denn wir entdecken die Schönheit des Verhältnisses in einer künstlichen Maschine nicht eher, als bis uns ihr Gebrauch und ihre Bestimmung bekannt wird. Die eigene Schönheit liegt in dem Gegenstande allein; die Schönheit des Verhältnisses ist in Dingen, in so ferne sie als Mittel zu irgend einem guten Endzweck oder Vorfatze betrachtet werden.

Diese verschiedenen Schönheiten vereinigen sich wieder in Einen Hauptumstand, nemlich, daß man sie beyde als über den Gegenstand verbreitet wahrnimmt. In Ansehung der eignen Schönheit wird man dies leicht zugeben; aber bey der andern fällt es nicht so leicht in die Augen. Die Schönheit der Wirkung wird durch einen leichten Uebergang der Begriffe auf die Ursache versetzt und als eine von ihren Eigenschaften wahrgenommen. So wird uns ein Gegenstand, dem eigene Schönheit mangelt, durch seine Nutzbarkeit schön.

Wenn

Wenn diese zwey Schönheiten in Einem Gegenstande verbunden sind, so ergötzt er uns sehr.

Die eigene Schönheit, die so sehr zusammengesetzt ist, läßt sich ohne Zergliederung ihrer Theile nicht deutlich abhandeln; zum Beyspiel, ein Baum ist schön durch seine Farbe, seine Figur, seine Gröſse, seine Bewegung. Die Schönheit der Farbe ist zu bekannt, als daß sie Erklärung bedürfte. Trägt nicht die glänzende und lebhafte Farbe des Goldes und Silbers viel zu dem hohen Werthe bey, dem man diesem Metall giebt.

Den Grund erforschen zu wollen, warum ein Gegenstand durch seine Figur, sofern sie aus der Regelmäßigkeit, Einförmigkeit, aus dem richtigen Verhältnisse, aus der Ordnung und Simplicität entspringt, als schön erscheint, würde, nach meiner Meynung, vergebliches Unternehmen seyn. Das Wahrscheinlichste ist vielleicht, daß der Mensch ursprünglich mit einem Geschmacke für diese Beschaffenheiten geschaffen worden ist. Dies wird dadurch bestätigt, daß dieser Geschmack nicht zufällig, sondern allgemein und bey allen Menschen derselbe ist, und also einen Theil unserer

rer Natur ausmacht. — Die Vorstellung von dem Gegenstande wird sehr erleichtert, und das Bild von ihm deutlicher, wenn die Form desselben aus vorhin angeführten Beschaffenheiten entspringt.

Was die Richtigkeit der Verhältnisse betrifft, so ist sie zwar in gewissen Fällen mit der Schicklichkeit zu einem gewissen Endzwecke verbunden. Aber die Fälle sind noch weit zahlreicher, wo die Verhältnisse, die uns am meisten vergnügen, mit keinem Nutzen, so weit wir wenigstens sehen, verbunden sind.

Der Unterschied zwischen ursprünglichen und abgeleiteten Eigenschaften in der Materie scheint nun völlig ausgemacht zu seyn. Ursprüngliche Eigenschaften sind solche, die in den Gegenständen selbst vorhanden sind, und in ihnen fortdauern, wir mögen sie vorstellen oder nicht, zum Beyspiel, Ausdehnung; abgeleitete hingegen sind diejenigen, die ihr Daseyn eben so sehr dem Geiste, der sie vorstellt, als dem Gegenstande selbst zu danken haben, zum Beyspiel, Wärme, Geruch.

110 II. Ueber die Natur der Schönheit.

Ist nun die Schönheit eine ursprüngliche, oder abgeleitete Eigenschaft der Dinge? Leicht ist diese Frage in Ansehung der Schönheit der Farben und der Schönheit des Nützlichen zu beantworten. In Ansehung der Schönheit des Regelmäßigen wird diese Frage aber verwickelter. Wenn die Regelmäßigkeit eine ursprüngliche Eigenschaft ist, warum nicht auch ihre Schönheit? Dieser Schluss ist nicht richtig, denn die Schönheit kann gar nicht ohne denjenigen, der sie sich vorstellt, gedacht werden. Derselbe Körper, der dem Menschen schön scheint, kann sehr wohl einem anderen Wesen häßlich scheinen. Folglich kann die Schönheit keine ursprüngliche Eigenschaft seyn. Aber durch eine sonderbare Einrichtung der Natur stellen wir uns Schönheit und Farbe als Dinge vor, die dem Gegenstande zukommen, und als ursprüngliche Eigenschaften, dergleichen Figur und Ausdehnung sind. Die Schönheit gewisser Gegenstände ist ganz allein das Werk der Natur. —

Simplicität ist deswegen schön, weil sie die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zusammenfaßt, und einen vollständigen Eindruck macht, der gleichsam mit einem Schlage trifft. —

Anmer-

II. Ueber die Natur der Schönheit. III

Anmerkung. Man findet in dem Werke dieses grossen Kritikers mehr zerstreute, obgleich sehr brauchbare, Beobachtungen gesammelt, als den Begriff seines Gegenstandes analysirt a).

Folgende lehrreiche und fruchtbare Gedanken des Raphael Mengs über die Schönheit verdienen, wie mich dünkt, vorzüglich, hier ausgezeichnet zu werden.

Da die Vollkommenheit, sagt Mengs, mit der Menschlichkeit nicht übereinstimmen kann, und allein bey Gott ist, von dem Menschen aber nichts wirklich begriffen wird, als was unter die Sinne fällt: so hat ihm der Allweise einen sichtlichen Begriff der Vollkommenheit eingepräget, und dieses ist, was wir Schönheit nennen. Also sage ich: sie ist in allen erschaffenen Dingen, nemlich wenn der Begriff, so wir von den Dingen haben, und unser intellektuales Gefühl nicht höher mehr in der Einbildung gehen kann, als wir die

a) Vergl. die Allg. deutsche Bibliothek B. 2. St. 2. S. 19 und 20.

die Materie sehen. Dieses ist zu vergleichen mit der Natur des Punktes; ein Punkt soll unzertheilich seyn, also ist der Punkt in der Wahrheit allezeit unbegreiflich. Weil wir aber nöthig haben, uns einen sichtlichen Begriff des Punktes zu machen: so heißen wir einen Punkt denjenigen Fleck, in welchem wir die Zertheilung nicht mehr wirken können; diesen heist man den sichtlichen Punkt. Nun stelle man sich vor, daß die Vollkommenheit der mathematische, oder unzertheiliche Punkt wäre. Die Vollkommenheit begreift in sich alle nahmhaften löblichen Kräfte. Diese können sich in keiner Materie finden, denn so lange sie eine Materie ist, muß sie unvollkommen seyn. Wir haben also eine Art von Vollkommenheit nach dem menschlichen Begriffe eingerichtet: diese ist nemlich, wenn unsere Sinne ihre Unvollkommenheit nicht mehr begreifen können, und alsdann nennen wir diese Gleichniß der Vollkommenheit mit dem Namen Schönheit. Wie nun in dem sichtlichen Punkte der unsichtbare wirklich ist, so ist auch in der Schönheit, obschon eben so unsichtbar, die Vollkommenheit. Keine dieser unsichtbaren Vollkommenheiten siehet das Auge, aber es fühlet sie die Seele, weil sie gleichsam (nemlich

lich

lich die Seele und die Vollkommenheit) von der höchsten Vollkommenheit erschaffen sind und herkommen.

Nichts ist sichtlich ohne Materie: jede Materie muß eine Gestalt haben, diese Gestalt ist das Maß ihrer Kraft, und diese Kraft ist die Ursache ihrer Gestalt. In den ersten Gestalten der Natur ist keine Schönheit, denn sie sind noch nicht deutlich vor uns, sie sind merklich, aber nicht begreiflich. Von diesen hat die Ursache zusammengesetzt andere Gestalten, so schon sichtlich sind, und diese erste Sichtlichkeit zeigt die Farben. Diese sind unterschieden nach ihrer Gestalt; nemlich durch ihre Gestalt machen die Lichtstrahlen eine unterschiedene Wirkung. Sind nun diese ersten, zartesten und sichtlichen Gestalten in sich selbst einförmig, so heißen sie rein, denn der Lichtstrahl macht nur eine Wirkung in ihnen, und diese Wirkung bringet Schönheit. In den Gestalten ist ebenfalls die Einförmigkeit mit ihrer Ursach und mit sich selbst der Grund ihrer Gefälligkeit: deswegen ist von allen Gestalten die runde auch die vollkommenste.

Schönheit ist in allen Dingen; denn die Natur hat nichts unnützes gemacht — in
H allen

114 II. Ueber die Natur der Schönheit

allen Sachen, wenn die ganze Materie mit der Bestimmung eins ist. Es ist eine Abtheilung aber zu machen, und eine Betrachtung hier nöthig, nemlich, daß die Theile, so gleichsam vollkommener in der Schönheit sind, hingegen weniger Nutzen mit sich bringen, die aber, so weniger Schönheit haben, nützlicher sind; denn die geringeren können Wirkung leiden und können zu mehr als einer Sache dienen, die vollkommeneren aber können nur eine Wirkung thun, und zu einer Sache: dieses ist in allen Farben und in allen Gestalten. — Daß aber die Erkenntniß der Schönheit einer Sache von der Uebereinstimmung mit unserem Begriffe herkommt, erhellet klar durch die vielen ganz entgegengesetzten Sachen, die wir für schön preisen. Es giebt also mehrere Arten der Vollkommenheit, Ursachen der Schönheit. — Unsere Begriffe kommen von der Erkenntniß der Bestimmung der Sache. Je mehr Schönheit in einer Sache ist, je mehr ist sie geistig. Die Schönheit ist die Seele der Materie, die Seele der Gestalten, und was keine Schönheit hat, ist todt für uns. Diese Schönheit hat eine entzückende Kraft, und weil sie geistig ist, reget sie des Menschen Seele, vermehrt gleichsam ihre Macht und macht sie vergessen,

sen, daß sie in einem so engen Raume eingeschlossen ist. Wenn unsere Augen etwas sehr Schönes sehen, so fühlet es die Seele, und wünschet gleich mit der schönen Sache eines zu werden. — Die vollkommene Schönheit könnte sich in der Natur finden, sie findet sich aber nie. Könnte die Seele des Menschen in seiner Gestalt frey wirken, so würde er vollkommen schön seyn. Daß die vollkommene Schönheit sich aber im Menschen finden könne, siehet man daraus, daß fast jeder Mensch einige Theile schön hat, und daß die schönsten Theile mit der Nützlichkeit und Ursache des Baues am meisten übereinstimmen. Ich rede vom Menschen als demjenigen Theile der ganzen Natur, worinne die Schönheit am meisten erscheint. — In der Schönheit kann die Kunst die Natur übertreffen. —

Die Fähigkeit, sagt Winkelman, das Schöne in der Kunst zu empfinden, ist ein Begriff, welcher zugleich die Person und Sache, das Enthaltende und das Enthaltene in sich faßet, welches ich aber in eins schliesse, so, daß ich hier vornemlich auf das erstere mein

116 II. Ueber die Natur der Schönheit.

Absehen richte, und vorläufig bemerke, daß das Schöne von weiterem Umfange, als die Schönheit, ist: diese geht eigentlich die Bildung an, und ist die höchste Absicht der Kunst; jenes erstreckt sich auf alles, was gedacht, entworfen und ausgearbeitet wird.

Es ist mit dieser Fähigkeit, wie mit dem gemeinen gesunden Verstande; ein jeder glaubt denselben zu besitzen, welcher gleichwohl seltener, als der Witz, ist: weil man Augen hat, wie ein anderer, so will man so gut sehen können, als ein anderer. Es ist nichts empfindlicher, als jemandem den guten Geschmack, welcher in einem andern Worte eben diese Fähigkeit bedeutet, absprechen wollen.

Die Fähigkeit der Empfindung des Schönen hat der Himmel allen vernünftigen Geschöpfen, aber in sehr verschiedenem Grade gegeben. Sie wird durch gute Erziehung erwecket und zeitiger gemacht, und meldet sich eher, als in vernachlässigter Erziehung, welche dieselbe aber nicht ersticken kann. Bey angehender Jugend ist diese Fähigkeit, wie eine jede Neigung, in dunkelen und verworrenen Rührungen eingehüllet, und meldet

det sich wie ein fliegendes Jucken in der Haut, dessen eigentlichen Ort man im Kratzen nicht treffen kann. Es ist dieselbe im wohlgebildeten Knaben eher, als in andern, zu suchen, weil wir insgemein denken, wie wir gemacht sind; in der Bildung aber weniger, als im Wesen und in der Gemüthsart: ein weiches Herz und folgsame Sinnen sind Zeichen solcher Fähigkeit. Es ist aber, wenn jemand das Schlechte bewundert, nicht allezeit zu schliessen, daß er die Fähigkeit dieser Empfindung nicht habe. Denn, so wie Kinder, welchen man zuläßt, alles, was sie anschauen, nahe vor Augen zu halten, schielen lernen würden: eben so kann die Empfindung verwöhnet und unrichtig werden, wenn die Vorwürfe der ersten betrachtenden Jahre mittelmässig oder schlecht gewesen sind.

Das wahre Gefühl des Schönen gleicht einem flüssigen Gipse, welcher über den Kopf des Apollo gegossen wird, und denselben in allen Theilen berühret und umgiebt. Der Vorwurf dieses Gefühls ist nicht, was Trieb, Freundschaft, und Gefälligkeit anpreisen, sondern was der innere feinere Sinn, welcher von allen Absichten geläutert seyn soll, um des Schönen willen selbst, empfindet. Ich

sage, was seyn sollte, nicht was zu seyn pfeget.

Das Werkzeug dieser Empfindung ist der äussere Sinn, und der Sitz derselben der innere: jener muß richtig, und dieser empfindlich und fein seyn. Die Richtigkeit des Auges bestehet in Bemerkung der wahren Gestalt und Grösse der Vorwürfe, und die Gestalt geht sowohl auf die Farbe als auf die Form.

Wenn der äussere Sinn richtig ist, so ist zu wünschen, daß der innere diesem gemäß vollkommen sey: denn es ist derselbe wie ein zweyter Spiegel, in welchem wir das Wesentliche unserer eigenen Aehnlichkeit, durch das Profil, sehen. Der innere Sinn ist die Vorstellung und Bildung der Eindrücke in dem äusseren Sinne, und, mit einem Worte, was wir Empfindung nennen. Der innere Sinn aber ist nicht allezeit dem äusseren proportionirt, das ist, es ist jener nicht in gleichem Grade empfindlich mit der Richtigkeit von diesem, weil er mechanisch verfährt, wo dort eine geistige Wirkung ist. Dieser innere Sinn muß fertig, zart und bildlich seyn.

Fertig und schnell muß derselbe seyn, weil die ersten Eindrücke die stärksten sind, und
vor

vor der Ueberlegung vorhergehen: was wir durch diese empfinden, ist schwächer. Dieses ist die allgemeine Rührung, welche uns auf das Schöne zieht, und kann dunkel und ohne Gründe seyn, wie mit allen ersten und schnellen Eindrücken zu geschehen pfleget, bis die Untersuchung der Stücke die Ueberlegung zuläßt, annimmt und erfordert.

Zart muß dieser Sinn mehr, als heftig, seyn, weil das Schöne in der Harmonie der Theile bestehet, deren Vollkommenheit ein sanftes Steigen und Sinken ist, die folglich in unsere Empfindung gleichmälsig wirkt, und dieselbe mit einem sanften Zuge führet, nicht plötzlich fortreißet. Alle heftige Empfindungen gehen über das Mittelbare hinweg zum Unmittelbaren, da das Gefühl hingegen gerührt werden soll, wie ein schöner Tag entsteht, durch Anmeldung einer lieblichen Morgenröthe. Es ist auch die heftige Empfindung der Betrachtung und dem Genuße des Schönen nachtheilig, weil sie zu kurz ist: denn sie führet auf einmal dahin, was sie stufenweise fühlen sollte.

Die dritte von mir angegebene Eigenschaft des innern Gefühls, welche in einer lebhaf-

ten Bildung des betrachteten Schönen besteht, ist eine Folge der beyden ersteren, und nicht ohne jene, aber ihre Kraft wächst, wie das Gedächtniß, durch die Uebung, welche jenen nichts beyträgt. Das empfindlichste Gefühl kann diese Eigenschaft unvollkommener, als ein geübter Mahler ohne Gefühl, haben, dergestalt, daß das eingedruckte Bild allgemein lebhaft und deutlich ist, aber geschwächt wird, wenn wir uns dasselbe stückweise genau vorstellen wollen; zu sehr in das Getheilte gehen wollen, macht das Ganze verlieren. —

Diderot, einer der vorzüglichsten Köpfe der neueren französischen Schriftsteller, hat der Natur der Schönheit eine eigene Abhandlung in seinen philosophischen Schriften gewidmet.

Ehe ich mich, beginnt dieser scharfsinnige Selbstdenker, in die schwere Untersuchung über den Ursprung des Schönen einlasse, bemerke ich vorher: daß durch eine Art von Schickfal eben die Dinge, wovon die Menschen am meisten reden, auch diejenigen sind, die sie am wenigsten kennen! a)

So

a) Wer erinnert sich nicht bey dieser sehr wahren Bemerkung an jene Abfertigung, welche der mit dem

So verhält es sich, fährt Diderot fort, auch mit der Natur des Schönen. Ich nenne schön, an sich selbst und auſſer mir, alles was ſo beſchaffen iſt, daß es in meinem Verſtande Begriffe von Verhältniſſen erwecken kann, und schön, in Beziehung auf mich, alles, was dieſe Begriffe in mir wirklich erweckt.

Wenn ich ſage alles, ſo nehme ich gleichwohl die Eigenſchaften aus, die ſich auf die Sinne des Geſchmacks und des Geruchs beziehen.

Wenn ich ferner ſage: alles, was ſo beſchaffen iſt, daß es Begriffe von Verhältniſſen in meinem Verſtande er-

dem Worte Vorſtellung bezeichnete Begriff, ſogar von einigen unſerer berühmten Philoſophen erleiden mußte, indem ſie gar philoſophiſch behaupteten: Was Vorſtellungſey, dürfe nicht erſt umſchrieben und erläutert werden, das wiſſe ein jeder ſelbſt? Und gleichwohl iſt dieſer bis in unſeren Tagen unbeſtimmt geſetzte Begriff von Vorſtellung, als eine Haupturſache ihrer fruchtloſen Bemühungen im Aufſtellen allgemeingültiger und völlig befriedigender Grundſätze anzusehen.

erwecken kann, und alles was sie wirklich darinn erweckt; so will ich damit auf den Unterschied führen, den man nothwendig zwischen den Formen in den Gegenständen selbst, und zwischen den Begriffen davon in unserem Verstande machen muß. Unser Verstand bringt nichts in die Gegenstände hinein und nimmt auch nichts davon weg. Hieraus folgt, daß, ob es gleich kein absolutes Schöne giebt, dennoch in Beziehung auf uns ein doppeltes Schöne kann unterschieden werden, ein reelles in den Gegenständen selbst, und ein wahrgenommenes in unserer Vorstellung davon.

Wenn ich endlich sage: von Verhältnissen; so will ich das nicht so verstanden wissen, als ob man, um etwas schön zu nennen, die darinn befindlichen Verhältnisse bestimmt müßte anzugeben wissen. Es ist genug, wenn man nur wahrnimmt oder empfindet, daß, zum Beyspiel, die Theile eines Stücks Architektur, oder die Töne eines musikalischen Werks Verhältnisse haben, sie mögen sie nun unter sich selbst oder mit andern Gegenständen haben. Das Unbestimmte dieser Verhältnisse, nebst der Leichtigkeit, womit

womit sie gefaßt und dem Vergnügen, womit sie in der Vorstellung begleitet werden, hat den Gedanken veranlaßt, als wenn das Schöne eigentlich mehr für die Empfindung, als für die Vernunft gehöre.

Sieht man auf die Verhältnisse in den Sitten, so hat man das moralische Schöne; auf die Verhältnisse in den Werken der Literatur, so hat man das wissenschaftliche; auf die Verhältnisse in musikalischen Werken, so hat man das musikalische; auf die Verhältnisse in Werken der Natur, so hat man das natürliche; auf die Verhältnisse in mechanischen Kunstwerken der Menschen, so hat man das künstliche Schöne. Sieht man ferner auf die Verhältnisse in Schilderung der Werke der Natur und Kunst, so hat man das Schöne der Nachahmung, u. s. w.

Alles Verhältniß überhaupt ist eine Wirkung des Verstandes, wenn er ein Ding oder eine einzelne Eigenschaft eines Dinges in so ferne betrachtet, als dieses Ding, oder diese Eigenschaft das Daseyn eines andern Dinges oder einer andern Eigenschaft voraussetzt. Hieraus folgt, daß, obgleich das Verhältniß
eigent-

eigentlich nur eine Vorstellung unseres Verstandes ist, es gleichwohl seinen Grund in den Dingen selbst habe; daher ich die Verhältnisse in reelle und wahrgenommene theile. Es giebt aber noch eine dritte Art von Verhältnissen, die der menschliche Verstand erst in die Dinge hinein zu legen scheint, und die man intellektuelle, oder eingebildete nennen könnte.

Wenn ich also sage, daß es die Verhältnisse sind, die einen Gegenstand schön machen; so rede ich nicht von erfundenen oder eingebildeten Verhältnissen, sondern von wirklich darinn befindlichen reellen Verhältnissen, die unser Verstand durch Hülfe unserer Sinne in ihm gewahr werden kann.

Hingegen behaupte ich auch, daß ein schöner Gegenstand allemal nur durch die Verhältnisse schön wird, diese mögen auch beschaffen seyn, wie sie wollen. Ich nehme hier aber die Schönheit nicht in dem engen Sinne, wo es dem Artigen entgegengesetzt wird, sondern in einem philosophischen und der Natur der Sprachen sowohl als der Sache selbst weit angemesseneren Sinne.

Anmerkung. Die Definition, die Diderot von Schönheit giebt, ist offenbar zu unbestimmt, wenn man ihm gleich nicht absprechen kann, daß er einige Merkmale der Schönheit richtig aufgefaßt hat. Allerdings sind denjenigen Gegenständen, welchen wir Schönheit beylegen, diejenigen Formen zuzuschreiben, die unserem Verstande zu denken geben, und zum Genuß der Selbstthätigkeit verhelfen. Allerdings gefallen sie durch Regelmäßigkeit, durch Uebereinstimmung der Theile u. s. w. — durch Verhältnisse. Allein erstlich vergaß Diderot zu bemerken, daß nur von sinnlichen Gegenständen die Rede sey, und zweytens giebt es auch Gegenstände, die Begriffe von Verhältnissen wecken, aber keinesweges durch den Verstand gefallende Schönheiten sind, ja, denen wir mit gegründetem Rechte das Praedikat der Hässlichkeit beylegen, und von denen wir einstimmig das bestimmte Urtheil fällen, daß sie nur Mißverhältnisse wahrnehmen lassen. Oder will Diderot vielleicht behaupten, daß Mißverhältnisse keine Verhältnisse wären?

Shaftesbury behauptet, daß Schönheit diejenige Einrichtung eines Gegenstandes sey, durch welche ein vorgelegter Endzweck sicher erreicht werden könne, und daß in eben dem Verhältnisse die Schönheit höher steige, als der vorgelegte Endzweck vollkommen erreicht würde. Die Form der Tische, Stühle, zum Beyspiel, gefällt uns jedesmal nur in so ferne, als sie zu dem abgezwecktem Nutzen die schicklichste und wirksamste ist. Die nützlichste und mithin vollkommenste Einrichtung ist sehr schwer zu treffen, weil es hier eine Art von Maximum giebt, das sich durch keine Kunstgriffe der natürlichen und künstlichen Geometrie herausbringen läßt, und das wir immer nur suchen, ohne es jemals zu finden. Wir wissen vollkommen, wann wir uns diesem Maximum genähert, oder wann wir es überschritten haben, aber ob es von uns völlig erreicht ist, davon können wir nie gewiß seyn. Diefs ist der Grund, warum wir mit diesen Formen so häufig ändern. Hierzu kommt noch, daß dieser Punkt nicht allenthalben und unverrückt derselbige ist; sondern in tausend Fällen dieses Maximum weitere oder engere Gränzen hat. Der schönste Mensch ist derjenige, dessen wohlproportionirte

Glie-

Glieder zur Vollbringung aller thierischen Ver-
richtungen der menschlichen Maschine auf
die vortheilhafteste Art zusammenstimmen.

Anmerkung. Man dürfte gewifs nur
sehr geringe und einseitige Erfahrungen ge-
macht haben, wenn man sich nicht schon bey
einem flüchtigen Rückblick und geringem
Nachdenken von der Unrichtigkeit des hier
angegebenen Grundes von Schönheit über-
zeugte. Schönheit und Nützlichkeit sind
ganz fremdartige, wesentlich verschiedene
Begriffe; ein Gegenstand kann in hohem
Grade nützlich seyn, ohne deshalb im min-
desten auf Schönheit gegründeten Anspruch
machen zu dürfen und in voller Blüthe
der Schönheit, gleich der Tulpe, prangen,
und von jeder nützlichen Eigenschaft gänz-
lich entblößt seyn. Polyphem's Auge ist so
gut als Apoll's Auge zum Sehen geschickt;
ein häßlicher Mund kann oft vernehmlicher
sprechen als ein zierlicher; und weder die
Eule noch die Fledermaus sind schön, so
zweckmässig auch ihre Theile gebildet sind.
Schönheit ist der Gegenstand eines uneigen-
nützigen Vergnügens, und nur einen einzi-
gen uneigennützigen Zweck kennt das ver-
nünftige Wesen, die Pflicht! —

Das Wesentliche, was Sulzer in der oben angeführten Abhandlung, über die Schönheit vorträgt, ist, wie mich dünkt in folgenden Sätzen enthalten:

- 1) Schönheit ist das Mannichfaltige auf Einheit zurückgebracht. Die bloße Menge der Theile macht nicht die Schönheit aus: es muß auch Mannigfaltigkeit und Verbindung darinn seyn, durch welche ein Ganzes entsteht.
 - 2) Dieß ist der Fall bey der intellektuellen Schönheit, das heißt, bey der Schönheit derjenigen Gegenstände, die sich dem Verstande durch deutliche Begriffe darstellen. Die Schönheit geometrischer Grundsätze u. s. w. besteht eben so, wie die Schönheit der Gegenstände der Einbildungskraft und der Sinne, in der Einheit des Mannichfaltigen, und steigt im Verhältniß der Quantität des Mannichfaltigen und der Einheit.
 - 3) Alle diese Gegenstände stellen eine Menge von Ideen auf einmal dar, die durch das Band der Einheit so mit einander verbunden sind, daß der Geist dadurch im Stande ist, sie zu entwickeln, und alles Ver-
- schie-

schiedene, das in diesem Gegenstande liegt auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zurück zu führen.

4) Hieraus erkennt man, daß das Schöne nicht anders Vergnügen erweckt, als vermittelt des wirklichen Principiums in der Seele. Einheit, Mannigfaltigkeit, Uebereinstimmung der Theile machen uns einen Gegenstand nur in so ferne angenehm, als sie auf die wirkliche Kraft der Seele eine vortheilhafte Beziehung haben.

5) Die Beziehung, welche die Schönheit auf den Geist hat, ist daher nothwendig, und mithin unveränderlich. —

Anmerkung. Sulzer hat mit einer auffallenden Sorgfalt das Wort Vollkommenheit vermieden, und dafür immer das Wort Schönheit gewählt, weil man darüber einig wäre, daß die Schönheit Einheit im Mannigfaltigen sey. Er wählt es, ohne dabey bedacht zu haben, daß jeder Gegenstand des grobsinnlichen Vergnügens ebenfalls nur durch Einheit im Mannigfaltigen seine Wirkung thue, und daß diese Einheit des Mannigfaltigen, die
I bey

130 II. Ueber die Natur der Schönheit.

bey dieser Art von Vergnügen nicht außer den Organen vorgestellt wird, zwar sinnliche Vollkommenheit des körperlichen Zustandes, aber in keinem Sinne Schönheit heißen könne. a)

Mendelsohn unterscheidet zwischen dem Vergnügen an Vollkommenheit und dem Vergnügen an Schönheit. Die Gleichheit, sagt er, das Einerley im Mannigfaltigen ist ein Eigenthum der schönen Gegenstände. Sie müssen eine Ordnung, oder sonst eine Vollkommenheit darbieten, welche in die Sinne fällt, und zwar ohne Mühe in die Sinne fällt. Wenn wir eine Schönheit fühlen wollen, so wünschet unsere Seele mit Gemächlichkeit zu genießen. Die Sinne sollen begeistert seyn, und von ihnen soll sich die Lust auf die müßige Vernunft ausbreiten. Der Entwurf eines Gebäudes ist schön, wenn das Ebenmaß in den Abtheilungen, und ihre Abwechslungen leicht zu fassen sind. —

Was

a) Man vergleiche hierüber den teutschen Merkur Jahrg. 1788. November. S. 153.

Was folget hieraus? Dafs das Vergnügen an Schönheit, an der Einheit im Mannigfaltigen, blofs unserem Unvermögen zuzuschreiben sey — Und so hat der Schöpfer kein Wohlgefallen am Schönen? — Ich behaupte Nein! — Vollkommenheit gewährt auch Mannigfaltigkeit; aber kein Einerley im Mannigfaltigen, keine Leichtigkeit der Beschäftigung. Sie erfordert vernünftigen Zusammenhang, Uebereinstimmung, Einhelligkeit. Aus einem gemeinschaftlichen Endzwecke soll sich begreifen lassen, warum das Mannigfaltige so und nicht anders neben einander ist. —

Anmerkung. Mendelsohn hat offenbar die Schönheit zu sehr herabgewürdigt a).

Ich versuche es nun, die Hauptresultate auszuheben, die Herder in seiner Plastik über die Schönheit aufgestellt hat.

I 2

1) Das

a) Man vergleiche den teutschen Merkur Jahrg. 1788. Octob. S. 72 ff. wo dieses Urtheil auf eine sehr einleuchtende Weise gerechtfertiget, und die Hauptursache dieser unrichtigen Vorstellungen des liebenswürdigen Philosophen angegeben wird.

132 II. Ueber die Natur der Schönheit

- 1) Das Gesicht zeigt uns nur Gestalten, das Gefühl allein Körper, und Alles was Form ist, wird nur durchs tastende Gefühl, durchs Gesicht nur Fläche, und zwar nicht körperliche, sondern nur sichtliche Lichtfläche erkannt. Diesen Satz folgert Herder aus mehreren angeführten sonderbaren Erfahrungen.
- 2) Schönheit hat von Schauen, von Schein den Namen, und am leichtesten wird sie auch nur durchs Schauen, durch Schönen Schein erkannt und geschätzt.
- 3) Der Sinn des Gesichts wirkt flach, er spielt und gleitet auf der Oberfläche mit Bild und Farbe umher; überdem hat er so Vieles und so Zusammengesetztes vor sich, daß man mit ihm wohl nie auf den Grund kommen wird. Er borgt von andern und baut auf andere Sinne: ihre Hülfsbegriffe müssen ihm Grundlage seyn, die er nur mit Licht umglänzet. Dringe ich nun nicht in diese Begriffe anderer Sinne, suche ich nicht Gestalt und Form, statt zu ersehen, ursprünglich zu erfassen, so schwebe ich mit meiner Theorie des Schönen und Wahren aus dem Gesichte
ewig

ewig in der Luft, und schwimme mit Seifenblasen. Eine Theorie schöner Formen aus Gesetzen der Optik ist so viel als eine Theorie der Musik aus dem Geschmacke.

- 4) Dafs man Bildsäulen sehen kann, daran hat niemand gezweifelt; ob aber aus dem Gesichte sich ursprünglich bestimmen lasse, was schöne Form sey? Ob dieser Begriff den Sinn des Gesichts für seinen Ursprung und Oberrichter erkenne? Das läfst sich nicht blos bezweifeln, sondern gerade verneinen. Das Gesicht zerstört die schöne Bildsäule, statt dafs es sie schaffe. — Eine Bildsäule kalt beschrieben, giebt so wenig Begriffe, als eine gemahlte Musik; lieber lafs sie stehen und gehe vorüber.
- 5) Einen Sinn haben wir, der Theile aufser sich neben einander, einen andern, der sie nach einander, einen dritten, der sie in einander erfasset: Gesicht, Gehör, und Gefühl.
- 6) Theile neben einander geben eine Fläche: Theile nach einander am reinsten und einfachsten sind Töne. Thei-

le auf einmal in - neben - bey einander, Körper oder Formen.

- 7) Wenn es also dabey aufs Schöne ankommt: so giebt es drey Sinne für drey Gattungen der Schönheit, die unterschieden seyn müssen, wie Fläche, Tonkörper.
- 8) Die Hand allein giebt Formen, Begriffe dessen, was sie bedeuten, was in ihnen wohnet.
- 9) Alle Reitz - und Schönheits-Linien sind nicht selbstständig, sondern an lebendigen Körpern, da sind sie her, da wollen sie hin.
- 10) Jede Form der Erhabenheit und Schönheit am menschlichen Körper ist eigentlich nur Form der Gesundheit, des Lebens, der Kraft. Die Wohlgestalt des Menschen kann also von jedem erfaßt, und gefühlt werden, der, was Form des Lebens, Ausdruck der Kraft im Gefälle der Menschheit ist, in sich oder im andern fühlet. Nur die Bedeutung innerer Vollkommenheit ist Schönheit.

11) Schön-

II. Ueber die Natur der Schönheit. 135

11) Schönheit ist nur immer Durchschein, Form, sinnlicher Ausdruck der Vollkommenheit zum Zwecke, walendes Leben, menschliche Gesundheit. Je mehr ein Glied bedeutet, was es bedeuten soll, desto schöner ist, und nur innere Sympathie, das ist, Gefühl und Ver-
setzung unseres ganzen menschlichen Ichs in die durchtastete Gestalt ist Lehrerin und Handhabe der Schönheit.

12) Wir finden, daß jedesmal, wo Eine Form, Ein Glied vorzüglich bedeuten soll, da trete es natürlich den andern etwas vor: es beut sich gleichsam selbst, und zuerst und vorzüglich der tastenden Hand dar.

Ich muß, sagt Hemsterhuis, dieser sehr geistvoller Schriftsteller, vorher den Zweck, das Principium und die Vollkommenheit der Bildhauerkunst aus einander setzen, ehe ich die verschiedenen Modifikationen entwickeln kann, welche sie, in den verschiedenen Jahrhunderten, und bey verschiedenen Völkern erlitten hat. Zu diesem meinen Zwecke glau-

be ich geschwinder gelangen zu können, wenn ich gleich anfänglich meine Gedanken über die Künste überhaupt darlege. Der erste Zweck aller Künste ist, die Natur nachzuahmen; der zweyte: die Natur zu übertreffen, folglich muß ich zuerst untersuchen, wie diese Nachahmung der Natur geschieht, und zweytens, was das heisst, die Natur verbessern und übertreffen; und dieses wird uns dann zur Kenntniß dessen, was schön ist, führen. —

Die Seele beurtheilt das als Schön, wovon sie sich in dem möglichst kürzesten Zeitraume einen Begriff machen kann. Die Seele will in dem möglichsten kürzesten Zeitraume eine große Anzahl von Begriffen haben; und hieraus sind die Zierrathen entstanden. Ohne diesen Grund würde jeder Zierath ein unnützes Nebenwerk seyn, das den Gebrauch, den gesunden Verstand und die Natur beleidigte. Vermittelt eben dieses Principiums lieben wir die großen Accorde in der Musik, lieben wir die guten Sonnette in der Poesie; denn das ganze Sonnet concentrirt sich in der Schlusszeile; und eben dadurch werden die Epigramme so anlockend. Das, was wir groß, erhaben, geschmackvoll nennen, sind große Ganze, deren Theile man so künstlich zusammengesetzt hat, daß die Seele

Seele sie in einem Augenblick und ohne Mühe mit einander verbinden kann. Das Urtheil der Menschen wird nur nach Maßgabe ihrer Geschicklichkeit in der schnellen Verbindung der Theile zu einem Ganzen irgend einer Kunst, und nach Maßgabe ihrer moralischen Situation in Ansehung der dargestellten Sache, verschieden seyn.

Hieraus folgt, daß der Künstler auf zwey verschiedenen Wegen zum Schönen gelangen könne. Vermittelt der Feinheit und der Leichtigkeit des Umrisses kann er mir, in einer Sekunde Zeit — zum Beyspiel, den Begriff von Schönheit, aber von Schönheit in Ruhe geben, wie in der Venus Medicis. Wenn er aber mit einem gleich feinen und leichten Umriss eine Andromeda mit sichtlicher Furcht und Hoffnung in allen ihren Gliedmaßen mir darstellte: so würde er mir, in eben dieser Sekunde nicht allein einen Begriff von der Schönheit, sondern auch von der Gefahr der Andromeda geben; und hierdurch würde nun nicht allein meine Bewunderung, sondern auch mein Mitleid in Bewegung gesetzt werden. Ich will gern glauben, daß durch jede in einer Figur ausgedrückte Leidenschaft diese Leichtigkeit und Feinheit des Umrisses, der es unsern Augen

so leicht macht, ihn zu übersehen, ein wenig vermindert wird; aber, wenn man einer Figur Handlung und Leidenschaft giebt: so hat man mehrere Mittel, eine grössere Anzahl von Begriffen, zu gleicher Zeit, zu concentriren.

Das, wodurch dieses Optimum in den Werken der Kunst am meisten vernichtet wird, ist der Widerspruch, der sich in einem Ganzen, sowohl zwischen den Theilen des Umrisses, als unter denen, wodurch Handlungen und Leidenschaften ausgedrückt werden, befindet.

Aus dem, was ich gesagt habe, dünkt es mir leicht, zu begreifen, daß es, in Ansehung des Schönen, sehr möglich ist, die Natur zu übertreffen; denn es müßte ein sonderbarer Zufall seyn, der eine gewisse Anzahl von Theilen dergestalt zusammensetzte, daß das Optimum, welches ich verlange, daraus entstünde, und das nicht der Wesenheit (Essence) der Dinge, sondern der Wirkung des Verhältnisses analog ist, welches sich zwischen den Dingen und der Einrichtung meiner Organe befindet. Man verändere die Dinge; die Natur unserer Begriffe von dem Schönen

Schönen wird dieselbe bleiben; aber, wenn man die Wesenheit unserer Organe, oder die Natur der Einrichtung derselben veränderte: so würden alle unsere gegenwärtigen Begriffe von der Schönheit in Nichts verwandelt werden.

Noch eine in der That demüthigende Betrachtung bleibt uns zu machen übrig, die aber unwiderleglich beweist, daß das Schöne in sich selbst keine Realität hat. Man nehme von einer Seite eine Gruppe, oder Vase, die so viel, als nur möglich, nach allen Principien der Häßlichkeit gearbeitet ist, und, von der andern Seite, eine, welche alle Principien der Schönheit hat; man beobachte sie täglich, verschiedene Stunden hinter einander von allen Seiten. Die erste Wirkung dieses peinlichen Experiments wird Ueberdrufs seyn; aber, wenn man nachher diese beyden Gegenstände von Neuem vergleicht: so wird man mit Verwunderung sehen, daß die Empfindung von dem Unterschiede der Grade ihrer Schönheit ansehnlich vermindert werden, und sogar ihre Natur vertauscht zu haben scheinen wird. Man wird, in gewisser Art, unentschieden seyn, welchem von diesen beyden Gegenständen man den Vorzug geben

geben soll, ob sie gleich, im Grunde, gänzlich von einander unterschieden sind. — Die Ursache jenes Ekels oder Ueberdrusses stammt von einer Eigenschaft der Seele her; aber die Ursache dieser Veränderung in unserm Urtheil besteht darinn, daß das Auge, während dem Experiment, so geübt worden ist, längst den Umrissen der Gruppe, deren Composition schlecht ist, sich hinzubewegen, daß es seinen Weg fast in eben dem Zeitraum vollendet, als der andere Gegenstand erfordert, um einen deutlichen Begriff von ihm zu haben. Und, im Gegentheil, hat dasselbe, bey so oft wiederholter Betrachtung des schönen Gegenstandes, daran Ecken und Winkel entdeckt, über welche es, bey dem ersten Anblick mit Leichtigkeit hingeschlüpft war, und an welchen es jetzt, bey seinem Laufe, sich stößt. Eben dieses Experiment wird in allen Künsten dieselbe Wirkung hervorbringen.

Anmerkung. Diese Bemerkungen des Hemsterhuis charakterisiren nur das Vergnügen überhaupt, das wir eben dann empfinden, wenn der möglichst größeste Stoff in der kürzesten Zeit leicht aufgefalist wird. Hemsterhuis hat auch
nicht

nicht bestimmt, von welcher Form und von welchen Gegenständen er redet a).

Moritz stellt in dem oben angeführten Werke folgende Sätze über die Schönheit auf:

1) Das Schöne, oder das Edle in äusserer Gestalt braucht nicht nützlich zu seyn.

2) Das Schöne muß als ein für sich bestehendes Ganze in unsere Sinne fallen, oder von der Einbildungskraft umfaßt werden. Dieses geschieht vermöge der inneren Beziehungen, wodurch ihre Theile verbunden werden; und je mehr dieser Beziehungen sind, desto schöner ist der Gegenstand.

3) Die Bestimmungen schön und nützlich lassen sich zwar auch mit einander vereinigen; es muß aber alsdann keine der anderen Abbruch thun, sonst vernichten sie sich beyde und das Objekt hat gar keinen Werth.

4) Er-

a) Man vergleiche das in der Allg. Deutschen Bibliothek (B. 54. St. 1, S. 199.) gefällte Urtheil.

4) Erhaben wird das Edle und Schöne in Beziehung auf unsere Fassungskraft genannt: wenn es sich nemlich der äußersten Gränze derselben nähert.

5) Das Edle, als eine innere Bestimmung der Dinge, bildet der Geist in sich selbst. Das Schöne, als dessen äußere Gestalt, kann er nur auſſer sich hervorbringen. Der Sinn für dieses Schöne liegt in der Thatkraft des Menschen selbst unmittelbar, denn der Sinn, die Einbildungskraft, die Denkkraft faſſen nicht auf einmal den ganzen Gegenstand, den der ſchaffende Künstler hervorbringt. Vollkommen empfindet daher das ganze Werk nur der Künstler selbst, im Augenblicke der Erzeugung, obwohl dunkel. Da nun das innere Wesen des Schönen auſſer den Gränzen der Denkkraft liegt, und es dieſer gänzlich an einem Vergleichungspunkte fehlt, wonach ſie es beurtheilen könnte, weil alles Schöne der Natur unvollkommen iſt, es nur Theile des Ganzen, nie ſelbſt ein Ganzes ausmacht: ſo kann das Schöne nicht erkannt, ſondern es muß hervorgebracht oder empfunden werden.

6) Die

6) Die Empfindungsfähigkeit fürs Schöne, Geschmack, nimmt die Stelle der schaffenden Kraft bey denen ein, deren Organ nicht mächtig genug ist, ein Ganzes auf einmal hervorzubringen.

7) Weil in der Vollendung das Wesen des Schönen besteht, so ist ein Kunstwerk, das nicht vollendet ist (dessen Begriff nemlich nicht ein vollständiges, zusammenhängendes Ganze ausmacht) nur etwas unnützes.

8) Der Geschmack, das Empfindungsvermögen, aber verkennt sich oft selbst aus Begierde nach dem höchsten Genuße des schaffenden Kunstgefühls *a*).

Niemand, sagt Camper, lehre dogmatisch das Etwas, welches eigentlich das Schöne in den Bildnissen und Gebäuden ausmache, und wenn auch einiges davon gesagt würde, so sey es vergleichungsweise oder beyspielsweise.

a) Man vergleiche die Allg. Lit. Zeit. Jahrg. 1789. No. 154.

weise. Man müsse das poetisch Schöne von dem physisch Schönen, und beydes vom mechanisch Schönen unterscheiden. Das poetisch Schöne habe mit der Dichtkunst einerley Regeln; das physisch Schöne betreffe die Gestalt der Dinge, und das mechanisch Schöne könne nicht so leicht erlernt werden.

In diesen Sätzen, sagt der Recensent dieser Schrift in der Allg. Lit. Zeit. a) herrscht kein deutlicher Begriff. Das poetisch Schöne in einem Bildnisse soll wahrscheinlich hier so viel heißen, als: der Geist, der Charakter, der Ausdruck; und die Beurtheilung dieser Stücke folgt ganz andern Regeln, als die Beurtheilung des Schönen in der Dichtkunst. Das physisch Schöne hingegen ist wahrscheinlich soviel, als die unbedeutende körperliche Wohlgestalt.

Burke soll, nach Camper, in seiner Abhandlung über das Erhabene sehr deutlich gezeigt haben, daß alles, was in uns Schrecken und Verwunderung erweckt, das eigentliche Schöne sowohl in der Natur als Kunst sey, doch daß das Schöne in keinem Theile ein gewis-

a) Jahrg. 1792. No. 314.

gewisses Verhältniß zum Grunde lege. Aber Burke sagt das nicht. Er behauptet vielmehr, das Schöne erwecke Liebe, das Erhabene Schrecken und Verwunderung. Recensent ist übrigens gar kein Anhänger dieses Systems. Die Absonderung des Erhabenen von dem Schönen, so sehr sie auch unsere neueren Aesthetiker in Schutz genommen haben, ist äußerst gefährlich für die schönen Künste. Alles Erhabene ist schön, nur von feyerlicher Art. Nach der Burkeschen Definition würde der Potsdammer Grenadier etwas Erhabenes und die Pariser Buhlerin etwas Schönes seyn. Aber es giebt groſse Gegenstände, die abscheulich, und kleine, die erbärmlich sind. In der Erörterung der Frage: ob Proportion der Grund der Schönheit sey? herrscht die grösste Verwirrung der Begriffe. Denn bald kann die Proportion bloß als ein Erforderniß zur Regelmäßigkeit des Körpers betrachtet werden, so wie man sie in Akademien an den Modellen zum Nachzeichnen für die Anfänger aufstellt: alsdann ist ein Körper, der wohl proportionirt ist, nur ein guter und kein schöner Gegenstand. Aber es kann in dem Verhältnisse der Theile des Körpers zu einander zugleich etwas Wohlgefälliges liegen, und in so fern macht die Proportion

K

einen

146 II. Ueber die Natur der Schönheit.

Theil der Wohlgestalt aus und ist eine schöne Eigenschaft: wenn gleich durch diese schöne Eigenschaft allein noch kein menschlicher Körper zu einer Schönheit wird.

Das Schöne, fährt Camper fort, sey in allen Kunstwerken nicht auf gleiche Art kenntlich. Je zusammengesetzter sie wären, um desto weniger würden sie vom gemeinen Haufen gefaßt. Man müsse das Gedichtete, das Natürliche eben so wohl wie das mechanisch Schöne fühlen, wenn man auf einen guten Geschmack Anspruch machen wolle.

Es liegt in dieser Behauptung etwas wahres. Es ist ein Unglück, daß unsere Aesthetiker den Unterschied nicht fühlen wollen, der zwischen der einzelnen schönen Eigenschaft, zum Beyspiel, dem Angenehmen der Farben, dem Wohlgefälligen der Gestalt, dem Interessanten des Ausdrucks, dem Vortrefflichen der Behandlung an einem schönen Kunstwerke und wieder einer Kunstschönheit, die als ein für sich bestehendes Ganze, als eine Person, beurtheilt werden kann und muß, so unverkennbar einleuchtet.

Camper will uns vorzüglich zeigen, worinn das Schöne der menschlichen Gestalt und
ins-

insbesondere des Hauptes derselben bestehe, und zuerst untersuchen, warum ein Mensch, der 8 Köpfe hielte, schöner sey, als einer von 6 oder wenigern. Vom Verhältnisse der Theile an sich selbst könne dieses nicht hergeleitet werden. Man verwechsle aber oft das Gefallende mit dem Schönen. Es sey möglich, daß wir an einem Kinde das Fleischige, das Unschuldige, das Freundliche allein betrachten, und daß wir insgesammt bey unserer angeborenen Neigung zu Kindern, alles dieses Gefallende schön nennen. Oftmals aber komme uns die Gestalt nicht schön vor, wenn wir bloß auf sie allein sähen.

Das Fleischige, das Unschuldige, Freundliche sind, — merkt Recensent hier an — angenehme und interessante Eigenschaften, welche, da sie in den Begriff gehören, der von dem Wesen des kindlichen Körpers im gemeinen Leben festgesetzt ist, auch einzelne Bestandtheile von dessen Schönheit, mithin etwas Schönes sind. Aber darum machen sie allein und getrennt von den übrigen Eigenschaften eines schönen kindlichen Körpers denselben keineswegs zur Schönheit.

Bisweilen, fährt Camper fort, sey Schön eine gewisse Uebereinkunft und ein Verhält-

nifs der zusammenhängenden Theile zu einander. Wofern nun das Schöne etwas Wesentliches sey, und von unserer Einrichtung nicht abhängen, so wie es denn gewifs sey, daß das Schöne für sich bestehe und unveränderlich sey; so folge nothwendig, daß es nicht bestehen könne, ohne daß die Theile eine gewisse Beziehung und ein Verhältniß zu einander hätten. Die Alten hätten die Mißgestalten, welche durch das Sehen erzeugt würden, verbessert; darum gefielen uns ihre Statuen. Ein Auge, welches dem Fußgestelle einer Bildsäule gleich wäre, würde den Kopf gegen die Füße unverhältnißmäfsig klein finden; darum hätten die Alten ihren Figuren, und besonders dem Apollo Pythius, weil er auf einem Fußgestelle stände, $8\frac{1}{2}$ Kopf gegeben. Dadurch käme die wohlgefällige Proportion heraus, nach welcher der Körper von der Scheitel bis an das Schaambein gerade so lang schiene, als der dem Auge näher stehende von dem Schaambeine an bis zum Ende der Füße. Unsere Frauenzimmer trügen wahrscheinlich bloß darum, weil sie sich 8 Kopflängen zu geben suchten, hohe Abätze an den Schuhen und hohe Hauben. Das Verhältniß von 8 Kopflängen gefiele uns, weil es zweymal den Rumpf umfaßte, eben so
wie

wie eine Thüre nicht gut stehe, wenn sie nicht zweymal so hoch als breit sey. Die Franzosen machten ihre Thüren öfters höher, welche Länge etwas Gefallendes habe, ohne dem Schönen zu schaden. Aus derselben Ursache hielten wir die Korinthische Säule für schöner als die Ionische.

Recensent ist mit Camper völlig dahin einverstanden, daß die Wohlgestalt eines Körpers unter andern mit in dem Verhältnisse der Theile zu einander bestehen müsse; und zwar in so fern es sich dem Auge bey einer gleichzeitigen Ansicht darstellt, nicht wie der Mathematiker es ausmisst. Aber er glaubt, daß jede Art von Körpern in der Statue und in der Kunst ganz verschiedene Verhältnisse verlange, und daß sich eine allgemeine Vorschrift, zum Beyspiel, daß die Höhe zur Breite sich wie 2 zu 1 verhalten müsse, gar nicht festsetzen lasse. Der Charakter des dargestellten Objekts, der Ort der Aufstellung und hundert Nebenumstände ähnlicher Art modificiren darunter die Forderungen des Auges ins Unendliche. Ein Herkules kann nicht die Verhältnisse des Apollo, der Mensch nicht die Verhältnisse des Gebäudes, und dieses wieder nicht die Verhältnisse einer bloß geometrischen Figur haben. Ja! der Mensch in der

Natur verlangt, um in den Verhältnissen seines Körpers wohlgefällig gefunden zu werden, ganz andere Mafse als die Bildsäule des Menschen, da diese oft für einen bestimmten Aufstellungsort verfertigt wird. Eine Figur auf einem geschnittenen Steine verträgt, wenn sie wohlgefällig seyn soll, sehr oft gar nicht die Verhältnisse einer Statue. Uebrigens liegen in den Datis, welche Camper zur Unterstützung seiner Meynung angeführt hat, die größten Unrichtigkeiten. Der Apollo Pythius, oder der Apollo von Belvedere hält nicht $8\frac{1}{2}$ Kopflängen, sondern 7 Köpfe, 3 Parthien, 9 Minuten. Der Grund, warum eine Thür zweymal so hoch als breit seyn muß, kann auf den menschlichen Körper gar nicht zutreffen. Denn das Auge schlägt zwar den Durchschnitt eines Körpers, nicht aber die Ründung seines Umfangs bey einer gleichzeitigen Ansicht an.

Der Beschauer des Schönen, fährt Recensent fort, folglich derjenige, welcher den Eindruck der wohlgefälligen Proportion fühlen soll, mißt den Kopf nicht wie der Mathematiker: er folgt der Gestalt, wie sie sich seinem Auge nach den Gesetzen der Optik mit einemmale darstellt.

Der Geschmack, sagt Alison, ist dasjenige Vermögen der menschlichen Seele, vermittelt dessen wir alles Schöne und Erhabene in den Werken der Natur und Kunst bemerken und genießen. Er theilt sein Werk, das eine Untersuchung der Natur und Grundsätze des Geschmack seyn soll, in folgende Theile:

I. Der erste Theil wird eine Analyse oder Untersuchung jener Wirkung, welche auf das Gemüth gemacht wird, wenn wir die Rührungen des Geschmacks fühlen, und ihres Unterschiedes von den Reitzen des bloßen Angenehmen enthalten.

II. Der zweyte Theil wird sich mit einer Untersuchung der Natur der Eigenschaften, die nach der Einrichtung unsers Wesens diese Rührungen hervorbringen, und ihres Unterschiedes von jenen Eigenschaften, die nur das Gefühl des bloßen Angenehmen erzeugen, beschäftigen.

III. Der dritte Theil dieses Werks wird eine Untersuchung der Natur jenes Vermögens, wodurch diese Rührungen empfunden werden, enthalten.

Nur der erste Theil dieser Untersuchungen ist dem Publikum übergeben worden.

Der erste Versuch handelt von der Natur der Rührungen (émotions) des Erhabenen und Schönen.

Die Empfindungen des Erhabenen und Schönen werden sowohl in der Sprache des gemeinen Lebens, als auch in der philosophischen, einstimmig der Einbildungskraft zugeschrieben. Wenn irgend ein erhabener oder schöner Gegenstand sich unserer Seele darstellt, so ist sich jeder Mensch einer gewissen Reihe von Gedanken bewußt, welche unmittelbar in seiner Einbildungskraft erweckt werden, und die dem Charakter oder dem Ausdruck jenes Gegenstandes selbst analog sind. Wir finden oft, daß die bloße Vorstellung des Gegenstandes nicht hinreichend ist, die Gefühle des Schönen und Erhabenen zu erregen, wofern sie nicht von dieser Thätigkeit der Seele begleitet, wofern nicht, nach dem gemeinen Ausdruck, unsere Einbildungskraft eingenommen und unsere Phantasie mit der Verfolgung aller der Gedankenreihen, die mit dem Charakter oder dem Ausdruck desselben verwandt sind, beschäftigt ist.

Wenn

Wenn wir die Schönheit oder Erhabenheit einer Naturscene, den heiteren Schimmer eines Frühlingsmorgens, oder die milden Strahlen eines Sommerabends, die wilde Majestät eines Wintersturms, oder die graue Pracht eines stürmischen Meeres fühlen, so werden wir uns einer mannichfaltigen Veränderung der Bilder in unserer Seele bewußt, die von jenen gar sehr unterschieden sind, welche die Gegenstände selbst unsern Augen darstellen können. Angenehme oder feyerliche Ideenreihen entstehen unwillkührlich in unserer Seele, unser Herz schwillt von Bewegungen, von denen uns die Gegenstände zuvor keine vollständige Ursache zu seyn schienen. Und wir sind nie so sehr von Vergnügen gesättigt, als wenn wir uns, indem wir unsere schweifende Aufmerksamkeit zurückrufen, unfähig fühlen, sowohl den Fortgang als den Zusammenhang jener Gedanken, die so rasch durch unsere Einbildungskraft giengen, völlig zu fassen.

Derjenige Zustand des Gemüths begünstigt die Rührungen des Geschmacks am meisten, in welchem die Einbildungskraft frey und unbefangen ist, oder in welchem die Aufmerksamkeit so wenig an die Betrachtung eines besondern Gegenstandes geheftet ist, daß sie uns

allen Eindrücken offen läßt, welche die Gegenstände, die wir vor uns haben, auf uns machen können.

Alles, was diese Thätigkeit der Imagination vermehrt oder verringert, verstärkt oder schwächt zugleich auch die Bewegung des Schönen und Erhabenen, und der Grad, in welchem die Rührungen des Erhabenen oder Schönen gefühlt werden, ist im Allgemeinen dem Grade gleich, in welchem diejenigen Beziehungen der Gedanken in der Seele herrschen, von welchen diese Uebung der Einbildungskraft abhängt. Die Hauptbeziehung, die bey jenen Gedankenreihen, die durch Gegenstände des Geschmacks erweckt werden, Statt zu finden scheint, ist die Beziehung der Aehnlichkeit: diese Beziehung ist die freyfte und allgemeinste unter allen, und die, welche unserer Einbildungskraft die grölsesten Gedankenreihen zu verfolgen giebt.

Man wird allezeit, wenn diese Empfindungen gefühlt werden, finden, daß die Beziehung der Aehnlichkeit nicht nur diejenige ist, welche vorzüglich in unsern Ideen herrscht, sondern daß die Rührung selbst dem Grade, in welchem sie das Uebergewicht hat, angemessen ist.

Wenn

Wenn aber gleich eine Gedankenreihe oder eine Beschäftigung der Einbildungskraft zur Erzeugung der Rührungen des Geschmacks nothwendig ist, so ist es doch offenbar, daß dieses nicht eine jegliche Gedankenreihe ist, deren wir fähig sind. So viel als ich urtheilen kann, beruhet dieser Unterschied auf zwey Dingen:

1) Auf der Natur derjenigen einzelnen Ideen oder Begriffe, aus denen solche Reihen bestehen, und

2) Auf der Natur oder den Gesetzen der Aufeinanderfolge.

I. Bey unsern gewöhnlichen Gedankenreihen muß sich ein jeder bewußt seyn, daß die einzelnen Ideen, aus welchen sie zusammengesetzt, von einer Gattung sind, welche weder Rührungen des Vergnügens noch des Schmerzens verursacht. Bey jenen Gedankenreihen im Gegentheil, welche durch erhabene oder schöne Gegenstände erregt werden, wird man finden, daß sie immer von Ideen zusammengesetzt sind, welche fähig, Regungen oder Rührungen hervorzubringen, und daß nicht nur die ganze Ideen-

Ideenfolge von jener besondern Rührung, die wir die Rührung des Schönen oder des Erhabenen nennen, begleitet, sondern daß eine jede einzelne Idee einer solchen Ideenfolge an und für sich selbst eine oder die andere Rührung hervorzubringen fähig ist. So erzeugen die Ideen, die uns der Anblick des Lenzes gewährt, Rührungen der Heiterkeit, Freude und Zärtlichkeit. Die Bilder, welche bey dem Anblick von Ruinen in uns entstehen, sind Bilder, welche dem Mitleid, der Traurigkeit und der Bewunderung eigen sind.

II. In unsern ordentlichen Gedankenreihen bemerken wir selten einen allgemein Grundsatz der Verbindung, unter den Ideen, woraus sie zusammengesetzt sind. Jede Idee bezieht sich, nach einem Gesetz unserer Natur, auf diejenige, welche ihr unmittelbar vorausging, auf die, so ihr unmittelbar folgt, aber in der ganzen Reihe ist kein herrschender Bezug, und nichts, das uns in der Verbindung nicht der Willkühr überliesse. Hingegen bey jenen Gedankenreihen, welche erhabene oder schöne Gegenstände erregen, so gering auch immer der Zusammenhang einzelner Gedanken

ken

ken seyn mag, wird vermuthlich ein Jeder finden, daß da allerdings ein allgemeiner Grundsatz von Verbindung vorhanden sey, der sich durch das Ganze erstreckt, und ihm einen gewissen und bestimmten Charakter ertheilt. Sie sind entweder heiter oder ernsthaft, traurig oder feyerlich, ehrwürdig oder erhebend, u. s. w. nach der Beschaffenheit der Rührung, die zuerst erregt wurde. So erweckt der Anblick eines heitern Sommerabends erst eine Rührung von Stille und Ruhe, und dann gewährt er verschiedene Bilder, die diesem ersten Eindruck entsprechen. Die Bilder, welche auf die ursprüngliche Rührung folgen, scheinen alle ein Verhältniß zu ihrem Charakter zu haben, der Charakter mag seyn welcher er wolle: und wenn wir sie rückwärts durchgehen, so werden wir nicht nur einen Zusammenhang zwischen einzelnen Gedanken dieser Reihe, sondern auch ein allgemeines Verhältniß zu dem Ganzen, und eine Uebereinstimmung mit jener besondern Rührung, aus welcher sie entstanden, entdecken. Zu diesem Ende sucht Alison durch eine Menge Induktionen darzuthun, daß nur solche Objekte und Eigenschaften schön seyn können, die irgend

gend eine Bewegung hervorzubringen vermögen, und dafs nur solche Compositionen von Objecten und Eigenschaften das Gefühl des Schönen und Erhabenen erzeugen, in welchen die Einheit des Charakters oder der Rührung beybehalten worden ist. Die blofs angenehmen Empfindungen (simple emotions of Pleasure) sind also dadurch von den Geschmacksbewegungen verschieden, dafs bey ihnen keine hinzukommende Ideenreihe nöthig ist, bey jenen aber sich die einfachen Bewegungen mit dem Vergnügen vereinigen, das aus der Thätigkeit der Imagination entspringt, mit welcher sie eine Reihe von Ideen verfolgt. —

Allerdings, sagt der Recensent dieses Werkes in der Allg. Lit. Zeitung *a)*, können auch schöne Gegenstände Ideenreihen erwecken und die Imagination in Thätigkeit setzen; allein dieses vermögen sie nur vermittelt anderer zufälligen Eigenschaften, nicht aber insofern sie schön sind. Unmöglich kann hierinn das Wesen der Schönheit bestehen, da der Genuß

a) Jahrg. 1791. Num. 119.

nuss derselben durch diese Thätigkeit nicht nur nicht befördert, sondern vielmehr geschwächt oder ganz vernichtet wird, hingegen dann am vollständigsten ist, wenn wir im Anschau'n des Gegenstandes verloren, alles übrige und uns selbst vergessen; wenn die ganze Seele von dem gegenwärtigen Objekt zu voll ist, als daß eine einzelne Kraft derselben ihren eignen Gang gehen, und die Aufmerksamkeit von dem Gegenstand hinweg auf ihre Spiele lenken könnte. Höchster und reinster Schönheitsgenuss ist einer gänzlichen Gedankenlosigkeit weit näher verwandt, als dem Zustand, in welchem wir uns geneigt und fähig fühlen, eine Reihe von Ideen zu verfolgen. So nennen wir, zum Beyspiel, nicht diejenige poetische Beschreibung schön, die unsere Phantasie überhaupt in Thätigkeit setzt (denn dieses kann zufällig auch durch das schlechteste Gedicht geschehn), sondern die, welche unsere Phantasie in den Stand setzt, bestimmt das, was der Dichter in seiner Begeisterung sah, anschauend zu erblicken. Es ist schwer zu begreifen, wie der Verfasser, der sich übrigens als ein denkender Kopf zeigt, das Wesen des Schönen so ganz verkennen und es gerade zu mit dem Interessanten verwechseln konnte. Denn nur von diesem letzteren gilt das,

was

was er von dem Schönen behauptete. Nicht der schöne, sondern der interessante Gegenstand erweckt in uns analogische Ideenreihen, die wir mit Vergnügen verfolgen, die uns aber zugleich von dem Gegenstand selbst abziehen, und die unmittelbare Anschauung aufheben, ohne welche das Gefühl des Schönen nicht Statt finden kann. Ferner würde aus dem Satze des Verfassers folgen, daß das Schöne und Erhabene nicht wesentlich, nicht generisch, sondern nur specifisch verschieden wäre u. f. w.

Zweyter Versuch. Ueber das Erhabene und Schöne in der materiellen Welt. Die Eigenschaften der Materie, sagt Alison, erregen an sich bloß angenehme Sensationen, gleichwohl aber haben sie offenbar auch die Kraft, Geschmacksbewegungen zu erzeugen. Diese Kraft äußert sich jedoch nur dann, wenn sie in Verbindung mit andern Eigenschaften stehen, und insofern sie zur Bezeichnung und zum Ausdruck solcher Eigenschaften geschickt sind, die, der Einrichtung unserer Natur nach, Bewegungen hervorzubringen vermögen. Diesen Satz sucht der Verfasser ausführlich zu erweisen, und durch eine Menge von Beyspielen und Erläute-

läuterungen zu bestätigen. Er geht die vornehmsten Eigenschaften der Materie der Reihe nach durch, und bemüht sich, seine Behauptung dadurch zu erweisen, daß er in jedem einzelnen Falle zu zeigen sucht, wie die Gegenstände der materiellen Welt nur vermittelt gewisser ihnen anhängenden Nebenbegriffe und Analogien mit Eigenschaften der intellektuellen Welt das Gefühl des Schönen oder Erhabenen hervorbrächten, und mit diesen Ideenassocationen zugleich auch die Schönheit oder Erhabenheit der Objekte zerstört werde.

Auch hier, heißt es in der vorhin angeführten Beurtheilung dieses Werks, wird Alison durch die Verwechslung der Begriffe des Schönen und Interessanten irre geführt, und verleitet, das Gebiet der Schönheit und Erhabenheit auf eine höchst unstatthafte Weise zu erweitern. Eine Hauptstütze seines Systems ist der Sprachgebrauch: allein so sehr der Dichter sich demselben blindlings unterwerfen muß, so wenig ist dies Pflicht des Philosophen: im Gegentheil, so lange dieser denselben mit allen seinen Willkührlichkeiten und Ausschweifungen ohne Prüfung annimmt, so lange ist an keine Schärfe und Bestimmtheit

heit der Begriffe zu denken. Es ist wahr, der gemeine Sprachgebrauch fast aller Nationen und Zeiten bedient sich des Wortes schön zu Bezeichnung einer Menge analoger, obgleich im wesentlichen ganz verschiedener Eigenschaften. Im gemeinen Leben und im Munde des gemeinen Mannes heisst fast alles schön, was gut, zweckmässig, nützlich u. s. w. ist; darinn aber besteht ja eben das Geschäft des Philosophen, die schwankenden Grenzen der Begriffe durch unverkennbare Merkmale zu bezeichnen und auf dem, in gewisser Rücksicht, gemeinschaftlichen Grund und Boden jedem sein bestimmtes Eigenthum anzuweisen. Eben diese schwankenden Vorstellungen herrschen auch in dem, was Alison über das Erhabene sagt, das ihm beynahe ganz gleichbedeutend mit dem Starken, Grossen Majestätischen, Feyerlichen, Schrecklichen u. s. w. ist. —

Dass die Einbildungskraft, sagt Heydenreich *a)*, an den aesthetischen Empfindungen einen vorzüglichen Antheil habe, ist gewiss

a) Man sehe unter den schätzbaren Anhängen zu seiner Verdeutschung des Alison'schen Werkes die

gewiß nicht zu läugnen. In welchem Sinne man aber auch die Einbildungskraft nehmen mag, ob überhaupt als das innere Vermögen, sinnliche Anschauungen zusammenzusetzen, als das Vermögen, die bereits gehaltenen Vorstellungen von Gegenständen in ihrer Abwesenheit wieder zu beleben und hervorzuziehn, oder auch als das Vermögen, aus dem Stoffe der bereits erworbenen Vorstellungen mit freyer Selbstthätigkeit neue Ganze zu bilden; — so ist es grundfalsch, ihm die aesthetischen Empfindungen ganz und ausschließlich zuzueignen. Unerachtet der Verfasser in mehrern Stellen von einer nothwendigen unmittelbaren Wirkung des Schönen und Erhabenen redet, so erhellt dennoch aus dem Ganzen hinlänglich, daß nach ihm das Schöne und Erhabene seinen Charakter, als solches, erst durch die Ideenverbindungen bekommt. Und hierinn scheint mir ein vorzüglicher Irrthum desselben zu liegen. Ich glaube mit guten Gründen Folgendes bemerken zu können.

L 2

1) Das

die zweyte Abhandlung des ersten Bandes: über die Hauptidee, welche Alison seinen Beobachtungen über den Geschmack zum Grunde legt.

- 1) Das Schöne und Erhabene hat in der sinnlichen Wahrnehmung und dem Gefühl, welches es erregt, unmittelbar schon Charakter. Diess gilt von dem Schönen und Erhabenen der Natur in uneingeschränktem Umfange, unter den Künsten von dem Schönen und Erhabenen aller derer, welche für die Sinne darstellen, als, der bildenden, der Tonkunst, Tanzkunst, Gartenkunst.
- 2) Wenn der Grundcharakter des Schönen und Erhabenen in der unmittelbaren Gewahrnehmung unbestimmt gelassen worden, läßt sich zwar immer noch allerhand Interessantes über die Ideenverbindung bey dem Schönen und Erhabenen bemerken, aber völlig bestimmte, und erschöpfende Resultate können nicht erwartet werden. Für die Schönheit der Rose giebt es nur eine Stimme unter den Menschen, nur eine dafür, daß die Anschauung derselben unmittelbar Vergnügen verursacht, und daß diese Anschauung, und diess durch sie unmittelbar erregte Vergnügen bey allen Menschen gewisse Ideenreihen an sich zieht, die, wie verschiedentlich sie auch bey Jedem Einzelnen gebildet seyn, doch bey Allen im Charakter der Freude und Unschuld zusammenmen.

mentreffen. Wer über die Gefühle Rechenschaft giebt, welche die Menschen bey Anschauung der Rose haben, von dem kann man sagen, daß er eine aesthetische Philosophie über die Rose liefere. Ein solcher würde nun sehr verkehrt und mangelhaft zu Werke gehen, wenn er bloß die Ideenverbindungen anführte, welche sich an die sinnliche Empfindung der Rose knüpfen, und daraus den ganzen Zustand des Menschen bey Betrachtung dieser Blume zu erklären gedächte. Er würde auf diese Weise den Grund über der Folge vergessen, oder die Folge zugleich zum Grunde machen. Vielmehr muß er zuvörderst die unmittelbare Wirkung der sinnlichen Erscheinung bestimmt fassen, und dann, dieser gemäß, Aufschluß über die Ideenverbindungen zu geben suchen. — Erst muß die unmittelbare Wirkung der Erscheinung für die Sinne auseinandergesetzt werden, dann erst ist befriedigende Aufklärung über die Ideenverbindungen möglich. Alison reducirt durchaus die aesthetischen Gefühle auf Ideenverbindung, da er doch vielmehr in den unmittelbaren aesthetischen Gefühlen den Grund dieser Ideenverbindung suchen sollte.

Er ist also nicht vermögend, den wahren Grund des Schönen und Erhabenen anzugeben, und vieles rechnet er, verführt von seinem Princip der Ideenverbindung, zum Schönen und Erhabenen, was gar nicht dazu gehört.

Die Betrachtung der Ideenverknüpfungen, fährt Heydenreich fort, welche sich bey aesthetischen Gegenständen finden, eröffnet ein ungemein grosses Feld, und ist ein Geschäft, für welches bis jetzt wenig vorgearbeitet worden. Alison liefert bloß Materialien, indem er beobachtet. Unstreitig sollten bey dieser ganzen Untersuchung zuvörderst einige wichtige Unterschiede bestimmt werden. Erstlich sind die Ideenverknüpfungen bey aesthetischen Gegenständen verschieden, je nachdem sie nothwendig oder zufällig, wesentlich oder außerwesentlich sind. Die nothwendigen, wesentlichen Ideenverknüpfungen sind entweder allgemeinnothwendig, allgemeinwesentlich bey jedem aesthetischen Gegenstande, als einem solchen, oder nur nothwendig, wesentlich bey einer besondern Klasse, oder einem einzelnen Individuum.

dividuum einer Klasse aesthetischer Gegenstände. Jene gründen sich auf die Natur der aesthetischen Vorstellung und Empfindung überhaupt, diese auf die besondere, aber bleibende Beschaffenheit einer Klasse, eines Individuums von den aesthetischen Gegenständen. Die allgemeinnothwendigen, allgemeinwesentlichen Ideenverknüpfungen erfordern keine weitere Eintheilung; sie harmoniren durchgängig mit dem aesthetischen Gefühle selbst. Allein die nur bey einer besondern Klasse, oder Individuum nothwendigen und wesentlichen Ideenverknüpfungen theilen sich wieder nach den eigenthümlichen Beschaffenheiten der Klassen und Individuen, zum Beyspiel, wiefern sie zweckmässig sind oder nicht, auf diese oder jene Weise zweckmässig, wiefern, sie zu kennen, Wissenschaft erfordert wird u. s. w., überhaupt, je nachdem ihre Wirkung sich mit dem aesthetischen Eindrucke mehr oder weniger vereinbaren läßt. Die zufälligen, außerwesentlichen Ideenverknüpfungen lassen mehrere Eintheilungen zu, welche praktisch wichtig sind, besonders in wiefern einige das aesthetische Gefühl ver-

nichten, andere es verunreinigen, andere in dasselbe übergehen, es erhöhen u. s. w. Unstreitig müssen auch die Felder der Natur und der Kunst bey dieser Lehre besonders betrachtet werden. Denn das Schöne und Erhabene der Natur hat eben so wohl als das der Kunst seine eigenthümlichen Ideenverknüpfungen.

Die Kritik der Urtheilskraft beschäftigt sich

- 1) Mit der Untersuchung, ob die Urtheilskraft, die in der Ordnung unserer Erkenntnisvermögen zwischen dem Verstande und der Vernunft ein Mittelglied ausmacht — indem sie das thätige Vermögen ist, das die Regeln des Verstandes anwendet, folglich das Besondere unter das Allgemeine, die Anschauungen unter die Begriffe subsummirt — ob diese Urtheilskraft auch für sich Principien a priori habe.
- 2) Mit der Untersuchung, ob diese Principien constitutiv, oder bloß regulativ — solche Principien sind, nach denen der Verstand objektive Einheit hervorbringt, welche in ihrer Verknüpfung mit
der

der Anschauung den erkennbaren Gegenstand ausmacht, und in so ferne ein mit der Anschauung gleich wesentlicher constitutiver Bestandtheil der Erfahrung ist — oder ob sie bloße Gesetze sind, nach welchen die gedachten Gegenstände der Erfahrung von der Vernunft systematisch, in einem wissenschaftlichen Zusammenhange geordnet werden müssen — also kein eigenes Gebiet beweisen.

- 3) Endlich mit der Untersuchung, ob die Urtheilskraft dem Gefühle der Lust und Unlust, als dem Mittelgliede zwischen dem Erkenntnißvermögen und Begehrungsvermögen — in wie ferne wir zuvor eine Vorstellung von einer Sache haben müssen, ehe sich das Gefühl der Lust und Unlust äußern und auf uns wirken kann, und in wie ferne von diesem Gefühle der Lust und Unlust unser Begehren und Verabscheuen abhängen wird — ob die Urtheilskraft, sage ich, dem Gefühle der Lust und Unlust (eben so, wie der Verstand dem ersteren, die Vernunft aber dem letzteren, a priori Gesetze vorschreibt) a priori die Regel gebe.

Die Kritik der Urtheilskraft zerfällt in zwey Haupttheile, in die Kritik der aesthetischen und in die Kritik der teleologischen Urtheilskraft.

Die Kritik der aesthetischen Urtheilskraft ist eine Untersuchung über dasjenige Vermögen unseres Gemüthes, welches das aesthetische Gefühlvermögen oder der Geschmack heist.

Die Kritik der teleologischen Urtheilskraft hat Naturerzeugungen und die Ursache derselben zu ihrem Gegenstande. Sie untersucht die objektive Zweckmäßigkeit der Natur, untersucht, ob diese der menschlichen Urtheilskraft falschlich sey, und ob sich eine Verknüpfung der besonderen Erfahrungen denken lasse (möglich sey).

Uns wird für unseren gegenwärtigen Zweck bloß die Kritik der aesthetischen Urtheilskraft interessiren, deren wichtigste Angelegenheit es ist, das Schöne, den Gegenstand des Geschmackes, zu analysiren, und den durchgängig bestimmten Begriff von Schönheit durch seine wesentlichen Merkmale zu entwickeln. Diess ist der Gegenstand des ersten Buches im ersten Abschnitt, so wie das zweyte Buch dieses

tes Abschnittes die Analytik des Erhabenen einnimmt. Der zweyte Abschnitt der Kritik der aesthetischen Urtheilskraft handelt von der Dialektik derselben, die aber nur die Kritik des Geschmacks, nicht den Geschmack selbst, in Ansehung ihrer Principien angehen kann: da nemlich über den Grund der Möglichkeit der Geschmacksurtheile überhaupt einander widerstreitende Begriffe auftreten.

Ein bestimmter Begriff des Geschmacks muß der Analytik des Schönen vorhergehen, und die hier zum Grunde gelegte Definition ist: daß er das Vermögen der Beurtheilung des Schönen sey. Dieser Begriff stimmt auch mit dem Sprachgebrauche überein. a) Kant unterscheidet

- a) In der N. Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste (B. 46. St. 2. 1792.) wird der wesentliche Unterschied der Baumgarten'schen und Kant'schen Kritik des Geschmacks darinn gefunden, daß die erstere die objektiven Gründe, die das Geschmacksurtheil bestimmen, aufsucht, die letztere hingegen die subjektiven. Baumgarten, behauptet der Verfasser der hier angestellten Vergleichung des von diesen beyden Philosophen aufgestellten Begriffes der Schönheit, — Baumgarten sucht anzugeben:

scheidet die Urtheile in logische und aesthetische. Ein logisches Urtheil ist ein solches, das einem Objecte ein Praedikat beylegt, in Rücksicht auf das Objekt selbst: das aesthetische Urtheil hingegen legt einem Subjecte ein Praedikat bey, in Rücksicht auf das vorstellende Subjekt. Beyspiele werden diese wichtige und nothwendige Unterscheidung deutlicher machen. Das Praedikat rund kömmt dem Cirkel als Cirkel, nicht in Rücksicht auf mich, zu. In dem von mir gefällten Urtheile hingegen: diese Blume riecht angenehm, kömmt das dem Objekte beygelegte Praedikat ihm nur in Rücksicht auf mich zu. Bey dem logischen Urtheile liegt der Grund desselben in dem vorgestellten Objekte und in dem Verstande; bey dem aesthetischen im Subjekte und in dem Gefühle. Alle Beziehung der Vorstellungen, selbst die der Empfindungen, aber kann objektiv seyn, (und da bedeutet sie das Reale einer empirischen Vorstellung): nur nicht die auf das Gefühl der
 Luft

geben: was in dem Objekte seyn müsse, wenn es für schön erklärt werden soll; Kant: was in dem vorstellenden Subjekte sey, in so fern es einen Gegenstand als schön beurtheilt.

Luft und Unlust, wodurch gar nichts im Objekte bezeichnet wird, sondern in der das Subjekt, wie es durch die Vorstellung afficirt wird, sich selbst fühlt. — Ein regelmässiges, zweckmässiges Gebäude mit seinem Erkenntnisvermögen (es sey in deutlicher oder verworrener Vorstellungsart) zu befaßen, ist ganz etwas anders, als sich dieser Vorstellung mit der Empfindung des Wohlgefallens bewußt zu seyn.

Anmerkung. Aesthetisch ist hier in weiterer Bedeutung genommen, wo es noch nicht das Gefühl des Schönen, als solches, sondern das Gefühl überhaupt, also auch das Gefühl des Guten und Angenehmen bezeichnet, und es ist insofern aesthetisch, als es im Gefühle überhaupt enthalten ist. In der Folge wird es in engerer Bedeutung genommen.

Kant giebt vier Momente des aesthetischen Urtheils, des Urtheils des Schönen, an, und befolgt hier ganz den Gang, den die Kritik der reinen Vernunft bey der Aufstellung der logischen Funktionen zu urtheilen befolgt hat.

Erstes

174 II. Ueber die Natur der Schönheit.

Erstes Moment des Geschmacksurtheils
der Qualität nach.

Das Wohlgefallen, welches das Geschmacksurtheil bestimmt, ist ohne alles Interesse.

Zweytes Moment des Geschmacksurtheils,
der Quantität nach.

Das Schöne ist das, was ohne Begriffe, als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens, vorgestellt wird.

Drittes Moment des Geschmacksurtheils der Relation nach.

In dem Urtheile, welches die Schönheit beurtheilt, wird eine Zweckmäßigkeit ohne Zweck beurtheilt.

Viertes Moment des Geschmacksurtheils der Modalität nach.

Das Urtheil, das der Geschmack über das Schöne fällt, hat Ansprüche auf Nothwendigkeit und Allgemeinheit.

I. Das Wohlgefallen, welches das Geschmacksurtheil bestimmt, ist uninteressirt.

Inte-

Interesse wird das Wohlgefallen genannt, welches wir mit der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes verbinden. Ein solches hat daher immer zugleich Beziehung aufs Begehrungsvermögen, entweder als Bestimmungsgrund desselben, oder doch als mit dem Bestimmungsgrunde desselben nothwendig zusammenhängend. Nun will man aber, wenn die Frage ist, ob etwas schön sey, nicht wissen, ob uns, oder irgend jemand an der Existenz der Sache etwas gelegen sey, oder auch nur gelegen seyn könne, sondern wie wir sie in der bloßen Betrachtung (Anschauung und Reflexion) beurtheilen. Man will nur wissen, ob die bloße Vorstellung des Gegenstandes in mir mit Wohlgefallen begleitet sey, so gleichgültig ich auch immer in Ansehung der Existenz des Gegenstandes seyn mag. Interessirt sind, zum Beyspiel, alle Urtheile über das Gute und Angenehme. Das Urtheil über das Angenehme ist insofern interessirt als das Angenehme Bestimmungsgrund unseres Begehrens ist. Auch das Urtheil über das sittliche Gute kann insofern interessirt, seyn, als wir das Daseyn einer sittlichen Handlung wollen, und um des Gesetzes willen wollen müssen. Nicht so verhält es sich mit der Natur des aesthetischen Ur-

Urtheils, mit dem Wohlgefallen, welches das Geschmacksurtheil bestimmt. Ein Gedicht, zum Beyspiel, das an und für sich das moralische Gefühl empört, kann ich oft gleichwohl schön nennen müssen; denn ein anderes ist moralische Güte, ein anderes Schönheit. Ein Gegenstand, der mir unangenehm ist in Rücksicht auf seine Existenz, kann mir doch durch seine Beschaffenheiten, wenn ich Geschmack habe, Wohlgefallen gewähren.

Angenehm ist, was den Sinnen in der Empfindung gefällt, und darum begehrt wird, weil es körperliche Bedürfnisse befriediget.

Gut ist, was nicht den Sinnen, sondern nur durch Vernunft, durch den bloßen Begriff, den ich davon habe, gefällt. Ich muß Begriffe von einem Gegenstande haben, wenn ich ihn gut nennen soll. Dieß ist keinesweges nothwendig, um ihm das Prädikat der Schönheit beyzulegen. Blumen, zum Beyspiel, von denen ich gar nichts weiß, kann ich demungeachtet sehr schön finden. Freye Zeichnungen, ohne Absicht in einander geschlungene Züge, unter dem Namen des Laubwerks, die von keinem bestimmten Begriffe abhängen, die gar keine andere Bestimmung haben

haben, als Vehikel des Schönen zu seyn — gefallen doch. Das Wohlgefallen am Schönen ist also ganz unabhängig von der Bestimmung desselben, wohl aber hängt die Nützlichkeit eines Dinges von seiner Bestimmung und von dem mit ihm beabsichtigten Endzwecke ab. Auch muß bey dem Nützlichen der Nutzen überhaupt den Bestimmungsgrund des Urtheils abgeben. Das Schöne hingegen kann ganz unnütz, und nur um desto schöner seyn. Denn das Nützliche fordert, eben weil es durch seine Bestimmung eine oberste Regel hat, nur zu oft die Aufopferung der Schönheit. Angenehm heißt Jemandem das, was ihn vergnügt, schön, was ihm bloß gefällt, gut, was geschätzt, das ist, worinn ein objektiver Werth von ihm gesetzt wird, Annehmlichkeit gilt auch für vernunftlose Thiere, Schönheit nur für Menschen, das ist thierische, aber doch vernünftige Wesen, das Gute aber für jedes vernünftige Wesen überhaupt.

Die aus dem ersten Momente gefolgerte Erklärung des Schönen.

Geschmack ist das Benrtheilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstel-

M

lungs-

lungsart durch ein Wohlgefallen oder Mißfallen, ohne alles Interesse. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heist schön.

II. Das Schöne ist das, was ohne Begriffe, als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird; oder mit anderen Worten: das Urtheil, wodurch sich der Geschmack auszeichnet, ist ein Urtheil ohne Begriff.

Sonderbar und mit sich selbst widersprechend muß bey dem ersten Anblick diese Behauptung von dem Geschmacksurtheile gewiß einem jeden erscheinen, und nur eine vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste dieses großen Selbstdenkers überhaupt wird diesen scheinbaren Widerspruch heben und dann zu nicht geringem Vergnügen den tiefsten und lehrreichsten Blick in das Wesen der Schönheit möglich machen. Ich mag mich nicht mit fremden Federn schmücken, und gestehe daher, daß mir dieser Satz erst durch öffentliche Vorträge über diese Materie sowohl, als auch durch besondere mündliche Unterredungen mit meinem Lehrer verständlich und deutlich geworden ist.

Schön

Schön ist, was ohne Begriff als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird: diese Worte sollen nichts anders bezeichnen, als, was nicht durch den Begriff, den man davon hat, sondern nur durchs Gefühl gefällt. Schön ist keinesweges das, was bloß durch die Empfindung vergnügt, das ist angenehm; auch nicht das, was durch den Begriff allein geschätzt wird, das ist gut. — Ganz unrichtig würde man aber jenes angegebene Merkmal des Schönen verstehen, wenn man damit so viel angedeutet glaubte, daß wir von dem Objekte des Schönen keinen Begriff haben müßten. — In dem Begriffe des Objektes liegt nicht der Charakter der Schönheit, nicht der Grund des Vergnügens, welches das schöne Objekt uns gewährt, sondern das Wohlgefallen ist in dem Gefühle gegründet, das der Eindruck des schönen Gegenstandes auf uns macht, welches Gefühl aber zugleich unserem Verstande Beschäftigung giebt. Die Form des schönen Gegenstandes muß so beschaffen seyn, daß der Eindruck derselben nicht bloß unsere Sinnlichkeit stark und leicht beschäftige, sondern auch die Handlungsweise unseres Verstandes in ein starkes und leichtes Spiel der Beschäftigung setze. Das geistig

Vergnügen, das die Betrachtung der Schönheit begleitet, wird nicht aus den Begriffen, zum Beyspiel, seiner Nützlichkeit, sondern bloß aus der Form des Gegenstandes, aus seiner Figur geschöpft. Daher kömmt es auch, daß das Schöne Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens ist. Denn der Verstand ist in allen Menschen an einem und eben demselben Gesetze gebunden. Wenn also das Objekt so beschaffen ist, daß es uns nicht nur ein sinnliches sondern auch ein Gefühl von der Thätigkeit unseres Verstandes verschafft: so muß es auf alle Menschen gleich wirken, die das Gefühl von der Thätigkeit des Verstandes entwickelt haben. In Ansehung des Angenehmen bescheidet sich ein jeder, daß sein Urtheil, welches er auf ein Privatgefühl gründet und wodurch er von einem Gegenstande sagt, daß er ihm gefalle, sich auch bloß auf seine Person einschränke. Daher ist er es gern zufrieden, daß, wenn er sagt, der Canariensekt ist angenehm, ihm ein anderer den Ausdruck verbessere, und ihn erinnere: er solle sagen, er ist mir angenehm. Wenn er aber etwas für schön ausgiebt, so muthet er andern eben dasselbe Wohlgefallen zu, er urtheilt nicht bloß für sich, sondern für jedermann, und spricht

II. Ueber die Natur der Schönheit. 181

spricht alsdann von der Schönheit, als wäre sie eine Eigenschaft der Dinge.

Die aus dem zweyten Momente gefolgerte Erklärung des Schönen.

Schön ist das, was ohne Begriff allgemein gefällt.

III. In dem Urtheile, welches die Schönheit beurtheilt, wird eine Zweckmäßigkeit ohne Zweck beurtheilt.

Die Form des schönen Objekts erhält ihre Schönheit nicht durch Zweckmäßigkeit, das heißt, Tüchtigkeit zu etwas gebraucht zu werden, sondern durch die Zweckmäßigkeit an und für sich selbst, bloß unsern Verstand in ein starkes und leichtes Spiel seiner Thätigkeit zu setzen. Sie ist also dann zweckmäßig, wenn sie mit den Gesetzen des Verstandes harmonirt, wenn dieser das Manigfaltige, das ihm durch den bloßen Eindruck, den die Form auf uns macht, gegeben wird, auf Einheit zurückführen kann; und das Vergnügen, das diese Zweckmäßigkeit

keit gewährt, wird um desto größer seyn, je vielumfassender das Mannigfaltige der Form ist, und je leichter es sich demohngeachtet von dem Verstande auf Einheit bringen läßt. Dies ist es, was durch die Zweckmäßigkeit ohne Zweck angedeutet werden sollte. Kant giebt das Beyspiel von einer Tulpe, die für schön gehalten wird, weil eine gewisse Zweckmäßigkeit, die so, wie wir sie beurtheilen, auf gar keinen Zweck bezogen wird, in ihrer Wahrnehmung anzu-treffen ist.

Die aus diesem dritten Momente geschlossene Erklärung des Schönen.

Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, so fern sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird.

IV. Das Urtheil, das der Geschmack über das Schöne fällt, hat Ansprüche auf Nothwendigkeit und Allgemeinheit.

Der

II. Ueber die Natur der Schönheit. 183

Der Charakter dieser Nothwendigkeit und Allgemeinheit wird schon aus dem bisher Gesagten erhellen. Die Schönheit hat den Grund ihres Wohlgefallens in der Beschäftigung des Verstandes. Was mit der Handlungsweise des Verstandes harmonirt, ist nothwendig und allgemein, weil die Gesetze desselben in jedem Menschen dieselben und unveränderlich sind.

Die aus dem vierten Momente gefolgerte Erklärung vom Schönen.

Schön ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird *a*).

M 4

Schluss.

a) Von jener ungemein lehrreichen Abhandlung: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, werde ich erst
dann

S c h l u s s.

Das Gefühlvermögen, oder das Vermögen, unserer Empfindungen uns bewußt zu werden, begreift das physische, aesthetische und moralische Gefühlvermögen als eben so viele Arten unter sich, von denen das aesthetische den Namen des Geschmacks erhalten hat.

Schönheit ist diejenige Form eines durch Sinnlichkeit uns vorgestellten Gegenstandes, durch die derselbe unserem Geiste ein uneigennütziges Wohlgefallen gewährt. Ich werde mich über diese gegebene Definition noch etwas ausführlicher erklären müssen.

- 1) Die Schönheit ist in der Form des Gegenstandes, keinesweges in einer Beschaffenheit

dann einen Auszug mittheilen, wann ich die von Kant in dem zweyten Buche der Analytik der aesthetischen Urtheilskraft abgehandelte Analytik des Erhabenen in ihren Hauptmomenten betrachtet haben werde.

II. Ueber die Natur der Schönheit 185

heit unserer Empfindungen gegründet. Dieß wäre das Vergnügen an der Schönheit mit der Schönheit selbst verwechseln. Sie kündigt sich freylich immer durch Vergnügen an, aber demohngeachtet muß man beydes sehr wohl von einander unterscheiden.

- 2) Schönheit ist Form eines durch Sinnlichkeit vorgestellten Gegenstandes; und in der engsten Bedeutung der Schönheit ist sie nur die Form sichtbarer Gegenstände. Von dieser Form ist sie dann metaphorisch auf andere übergetragen worden. In einer engeren Bedeutung wird sie den Gegenständen des Gehörs, aber auch nur der Melodie und Harmonie beygelegt. Einzelne Töne vergnügen; Schönheit gefällt, gewährt intellektuelles Vergnügen, statt daß einzelne Töne nur von einem sinnlichen Vergnügen begleitet werden. Auch ist das Wort Schönheit auf Gegenstände der Phantasie, zum Beyspiel, auf Gedichte u. s. w. übergetragen worden. Denn alles, was uns die Phantasie vorstellt, wird durch Sinnlichkeit vorgestellt; die Phantasie ist eine Modifikation der Sinnlichkeit.

- 3) Die Form des sinnlich vorgestellten Gegenstandes muß nicht bloß durch den Eindruck Vergnügen gewähren, sondern auch die Thätigkeit des Verstandes wecken, und ein uneigennütziges, ein aus der Beschäftigung unserer Denkkraft lediglich geschöpftes, Vergnügen gewähren.

III.

Ueber die Natur des Erhabenen.

Die Stimmung des Gemüths zum Gefühl des Erhabenen erfordert eine Empfänglichkeit desselben für Ideen; denn eben in der Unangemessenheit der Natur zu dem letztern, mithin nur unter dieser ihrer Voraussetzung und der Anspannung der Einbildungskraft, die Natur als ein Schema für die letztere zu behandeln, besteht das Abschreckende für die Sinnlichkeit, welches doch zugleich anziehend ist; weil es eine Gewalt ist, welche die Vernunft auf jene ausübt, nur um sie ihrem eigentlichen Gebiete (dem praktischen) angemessen zu erweitern, und sie auf das Unendliche hinaus sehen zu lassen, welches für jene ein Abgrund ist.

K a n t.

III.

Ueber die Natur des Erhabenen.

Sehr geringe ist, in Verhältniß mit den über die Natur der Schönheit angestellten Betrachtungen, die Anzahl der vorzüglichen neueren Schriftsteller, welche die Natur des Erhabenen zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gewählt haben; und nur die über diese Materie von Burke *a)* Home *b)* und Mendelsohn *c)* aufgestellten Resultaten verdienen es, meines Erachtens, den völlig befriedigenden Aufschluß

a) Man sehe die von ihm bey der Abhandlung über die Natur der Schönheit angeführte Schrift.

b) In der deutschen Uebersetzung von Meinhard B. I. Kap. 4.

c) Philosophische Schriften Th. 2. S. 155. ff.

schließen vorangeschickt zu werden, die Kant *d)* über diese Materie gegeben hat. *e)*

Alle Leidenschaften, sagt Burke, welche die Selbsterhaltung betreffen, haben mit Schmerz oder Gefahr zu thun. Sie sind schlechterdings verdrüsslich, wenn ihre Ursachen unmittelbar auf uns wirken; sie sind ergötzend, wenn wir die Vorstellung von Schmerz und Gefahr haben, ohne selbst in dem Zustande des Schmerzens zu seyn. — Das Gefallen, was wir daran finden, nenne ich nicht Lust, weil es sich auf Schmerz gründet, und von allem positiven Vergnügen hinlänglich unterschieden ist. Alles, was dieses Wohlgefallen erregt, nenne ich erhaben. Die Leidenschaften, welche die Selbsterhaltung betreffen, sind die stärksten unter allen.

Die Leidenschaft, die von dem Großen und Erhabenen in der Natur, wenn diese Urfa-

d) Kritik der Urtheilskraft S. 73. ff.

e) Die über das Erhabene 1738 zu Göttingen bey Brose erschienene Schrift kann, da es nur Erguß des Herzens, keineswegs Analytik der Empfindungen des Erhabenen ist, für unseren Zweck nicht merkwürdig seyn. —

III. Ueber die Natur des Erhabenen. 191

Ursachen am stärksten wirken, erregt wird, ist Erstaunen. Die Seele ist dann mit ihrem Gegenstande so erfüllt, daß sie an keinen andern denken, und selbst über den ersten keine Betrachtungen anstellen kann. Daher kommt die große Gewalt, die das Erhabene über die Seele hat; eine Gewalt, die so wenig von unserm Nachdenken über die Sache herkommt, daß sie vielmehr das Nachdenken verhindert, und uns auch wider unsern Willen mit sich fortreißt. Die geringern Wirkungen des Erhabenen sind Bewunderung, Hochachtung und Ehrfurcht.

Keine Leidenschaft beraubt die Seele so gänzlich aller ihrer Kraft zu denken und zu handeln, als die Furcht. Denn, weil sie in der Voraussetzung von Schmerz oder Tod besteht: so wirkt sie auch auf eine Art, die dem gegenwärtigen Schmerz ähnlich ist. Was also unter Gegenständen des Gesichts schrecklich ist, das ist auch erhaben: es mag nun zugleich Größe der Ausdehnung haben oder nicht. Es giebt viele Thiere, die nichts weniger als groß sind, und doch den Begriff von Erhabenheit erwecken können, weil sie als fürchterliche Thiere angesehen werden, als, zum Beyspiel, die Schlangen, und fast alle Arten gifti-

giftiger Thiere. Und wenn zu Dingen von grossen Dimensionen, noch die Vorstellung des Schrecklichen hinzukommt, so werden sie ohne Vergleich erhabener. In der That ist das Schrecken, in allen Fällen ohne Ausnahme, bald versteckter, das herrschende Princip des Erhabenen.

Um irgend eine Sache sehr schrecklich zu machen scheint allemal Dunkelheit nothwendig zu seyn. Wenn wir den genauen Umfang und die Gränzen einer Gefahr kennen, wenn wir mit dem Anblick derselben bekannt geworden sind: so ist der grösste Theil der Furcht verschwunden. Jedermann wird dieses empfinden, wenn er bedenkt, wie sehr bey allen Arten der Gefahr die Nacht das Schrecken vermehrt. In Miltons Beschreibung vom Tode ist alles im höchsten Grade dunkel; ungewiss, verworren, schrecklich und erhaben zugleich. Etwas anders ist es, eine Vorstellung klar, und etwas anders, sie für die Imagination eindringend machen. Es sind in unserer Natur Ursachen vorhanden, warum die dunkle Vorstellung, wenn sie uns auf die gehörige Art beygebracht wird, rührender seyn muß, als die klare. Unsere Unwissenheit von den Dingen ist es, woraus
alle

alle unsere Bewunderung entsteht, und wodurch vornehmlich alle unsere Leidenschaften erregt werden. Kenntniß und Gewohnheit machen, daß die Dinge, welche den allerheftigsten Eindruck zu machen geschickt wären, uns nur wenig rühren. Die Vorstellungen von Ewigkeit und Unendlichkeit gehören unter diejenigen, welche die Seele am meisten erschüttern; und doch verstehen wir im Grunde von keiner Sache so wenig, als von Ewigkeit und Unendlichkeit. Kaum irgend eine Sache kann die Seele durch ihre Größe rühren, wenn sie sich nicht einigermaßen der Unendlichkeit nähert, und dieß kann kein Ding, dessen Gränzen wir wissen; aber die Gränzen eines Dinges wissen, ist eben so viel, als es deutlich erkennen. Eine klare Vorstellung ist also nur ein anderer Name für eine kleine Vorstellung.

Außer den Dingen, welche unmittelbar die Vorstellung von Gefahr erregen, und außer denen, welche aus körperlichen Ursachen eine ähnliche Wirkung thun, kenne ich nichts Erhabenes, das nicht in einer gewissen Art der Kraft bestünde. Und diese Art des Erhabenen entspringt eben so natürlich, wie die beyden andern, aus dem Schrecken, der

gemeinschaftlichen Quelle von allem was Erhaben ist. Die Vorstellung von Kraft scheint Anfangs zu den gleichgültigen Vorstellungen zu gehören, die nach Beschaffenheit der Umstände bald mit Vergnügen und bald mit Schmerz verbunden seyn können. Aber bey einer genauern Untersuchung findet man, daß der Eindruck, den die Vorstellung einer großen Kraft auf uns macht, nichts weniger als diesen Charakter der Neutralität habe. Daß Kraft alle ihre Erhabenheit von dem Schrecken erhalte, mit dem sie gewöhnlicher Weise begleitet ist, sieht man deutlich aus den wenigen Fällen, wo es möglich ist, einen beträchtlichen Grad der Stärke von der Fähigkeit zu schaden abzufondern. Thut man dieses: so beraubt man die Sache alles ihres Erhabenen, und sie wird den Augenblick verächtlich. So oft die Stärke bloß nützlich ist, und sich entweder zu unserm Vortheile oder zu unserm Vergnügen äußert: so oft ist sie nicht erhaben. Was uns angenehm seyn soll, das muß nach unserm Willen wirken; aber um unserm Willen gemäß zu wirken, muß es uns unterworfen seyn; und kein Ding von dieser Art kann die Ursache einer großen und die Seele beherrschenden Vorstellung werden. Kurz, wo wir nur immer Stärke finden, und
in

in welchem Lichte wir sie nur immer betrachten: da werden wir allemal bemerken, daß das Erhabene im Gefolge der fürchterlichen, und Verachtung die Folge der dienstbaren und unschädlichen Stärke ist. Die Gewalt im moralischen Verstande, die, welche durch Verträge und willkührliche Einrichtungen, Königen oder Befehlshabern zukömmt, hat eben die Verbindung mit dem Schrecken. Wenn wir die Gottheit betrachten, bloß in so fern sie ein Gegenstand für den reinen Verstand ist, in so fern die Vorstellung von ihr aus den Ideen von Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, alle in einem Grade genommen, der die Gränzen unsers Verstandes weit übersteigt, zusammengesetzt ist, — wenn wir die Gottheit auf diese abstrakte und bloß geistige Art betrachten: so werden unsere Einbildungskraft und unsere Leidenschaften wenig oder gar nicht gerührt. Aber weil wir durch die Beschaffenheit unserer Natur genöthiget sind, zu diesen reinen Vernunftideen durch sinnlichere Vorstellungen hinauf zu steigen, und von diesen unsichtbaren Eigenschaften des göttlichen Wesens, durch ihre sichtbaren Wirkungen und Aeussierungen zu urtheilen: so wird es uns äusserst schwer, unsern Begriff der Ursache ganz von den Wirkungen

kungen abzuscheiden, durch welche wir zu der Kenntniss jener sind geleitet worden. So also entsteht, wenn wir die Gottheit betrachten, durch die Vermischung ihrer Wirkungen mit ihren Eigenschaften, die sich immer beyde zugleich der Seele darstellen, eine Art von sinnlichem Bilde; und dadurch werden diese Eigenschaften fähig, unsere Einbildungskraft zu rühren. Ob nun gleich in unserm deutlichen Begriffe von der Gottheit vielleicht keine ihrer Eigenschaften die Oberhand hat; so ist doch in unserer Imagination ihre Macht bey weitem die lebhafteste und rührendste. Um ihre Macht zu empfinden, dürfen wir nur die Augen öffnen, und indem wir uns einen so unermesslichen Gegenstand, als die Welt ist, gleichsam in der Hand einer allmächtigen Kraft, und mit der Allgegenwart von allen Seiten erfüllt, vorstellen: so sinken wir in die Ohnmacht und Kleinheit unseres eigenen Wesens zusammen und werden auf gewisse Weise vor ihr vernichtet. So finden wir also der Kraft allemal das Schrecken zur Seite, und sehen es mit ihr, so weit wir ihr nachfolgen können, zugleich wachsen. Da nun Kraft ganz unstreitig eine Hauptquelle des Erhabenen ist: so zeigt diess augenscheinlich, woher der Eindruck des Erhabenen entstehe,

stehe, und unter welche Gattung der Vorstellungen dasselbe gehöre.

Alle gänzliche Privationen sind groß, weil sie alle schrecklich sind, Leere, Finsterniss, Einsamkeit, Stillschweigen.

Die Grösse der Dimensionen ist eine andere sichere Quelle des Erhabenen. Die Sache ist zu augenscheinlich, und die Bemerkung derselben zu gemein, als das sie noch einiger Erläuterung bedürfte. Aber das ist nicht eben so gemein, die Art der Dimension zu untersuchen, deren Grösse den stärksten Eindruck macht. Ausdehnung begreift Länge, Höhe und Tiefe unter sich. Unter diesen thut die Länge die kleinste Wirkung. Ich glaube ferner, das die Höhe weniger groß scheint, als die Tiefe, und das wir stärker gerührt werden, wenn wir in einen Abgrund hinab, als wenn wir an einer gleich grossen Höhe hinaufsehen. Eine lothrechte Fläche hat mehr Kraft, Erhabenheit zu wirken, als eine schiefliegende, und der Eindruck, den eine rauhe, unebene Oberfläche macht, ist stärker, als der von einer glatten und polirten. Das äusserst Kleine in gewisser Malse ist eben

so wohl erhaben, als das ausnehmend Große. Wenn wir auf die unendliche Theilbarkeit der Materie Acht geben, wenn wir das animalische Leben bis in diese unbegreiflich kleine und doch noch organisirte Atome verfolgen, die dem schärfsten Auge entgehen; wenn wir mit unsern Nachforschungen noch weiter hinabsteigen, und die Möglichkeit noch um viele Grade kleinerer Thiere, und die ohne Ende abnehmende Stufenleiter des Daseyns bedenken, bey welcher sich die Einbildungskraft eben so wohl als die Sinne verlieren: so erstaunen wir über diese Wunder von Kleinheit; wir können den Eindruck dieses äusserst Kleinen von dem Eindruck des Großen nicht unterscheiden. Das Theilen muß eben so unendlich seyn, als das Vermehren, indem man zu der Idee einer absoluten Einheit eben so wenig, als zu der Idee eines vollständigen Ganzen, zu welchem sich nichts mehr hinzusetzen liesse, gelangen kann.

Die Unendlichkeit ist eine neue Quelle des Erhabenen, wofern sie nicht vielmehr mit der Größe zu einerley Klasse gehört. Das Unendliche erfüllt die Seele mit derjenigen Art angenehmen Schreckens, welche die eigne Wirkung, und das sicherste Merkmal des Erhabenen

haben ist. Unter den Gegenständen der Sinne wird es schwerlich ein wirklich Unendliches geben. Aber solche giebt es, die unendlich scheinen, weil das Auge ihre Gränzen nicht absehen kann; und diese machen eben den Eindruck, als wären sie wirklich ohne Gränzen.

Eine andere Quelle von Grösse ist Schwierigkeit.

Pracht ist ebenfalls eine Quelle des Erhabenen.

Wenn Licht das Erhabene hervorbringen soll, so muß es mit besondern Umständen begleitet seyn: denn an sich hat es keine andre Wirkung als die Dinge sichtbar zu machen. Blosses Licht ist etwas zu gemeines, um einen grossen Eindruck auf die Seele zu machen; und ohne einen grossen Eindruck kann nichts erhaben seyn. Aber ein solches, wie das Sonnenlicht, erregt, wenn es unmittelbar auf das Auge wirkt, eine wirklich grosse Idee, weil es die Stärke des sinnlichen Werkzeugs überwältigt. Ein Licht von minderer Stärke, das sich aber mit grosser Geschwindigkeit bewegt, hat dieselbe Kraft. Ein plötzlicher Uebergang von Licht zur Finsternis, oder

von Finsterniß zum Lichte, thut eine noch größere Wirkung. Ueberhaupt aber ist Dunkelheit weit mehr fähig, erhabne Ideen zu erwecken, als Licht.

Unter den Farben sind die sanften und fröhlichen (ein starkes Roth ausgenommen) unfähig, große Bilder zu erregen. Ein großer Berg mit einem frischen grünen Rasen bedeckt, ist nichts gegen einen schwarzen und finstern: der bewölkte Himmel hat mehr Großes als der blaue; und die Nacht ist erhabener und feierlicher als der Tag.

Das Auge ist nicht das einzige sinnliche Werkzeug, durch welches die Seele den Eindruck von etwas Erhabenen erhalten kann: auch Töne sind hierzu im Stande. Das Rauschen eines Wasserfalls, das Getöse eines Sturms, das Brüllen des Donners oder des Geschützes, erweckt eine starke und furchtbare Empfindung in der Seele. Das Geschrey einer großen Menge Volks hat eine ähnliche Wirkung.

Das plötzliche Anfangen oder Aufhören eines Schalls von beträchtlicher Stärke hat dieselbe Wirkung. Die Aufmerksamkeit wird dadurch erweckt, und alle Kräfte der Seele
wer-

werden gleichsam aufgefordert, auf ihrer Warte zu stehen. Bey jedem Dinge, das unerwartet ist, und plötzlich geschieht, ist es uns natürlich zu stutzen: das heist, wir haben die dunkle Vorstellung von Gefahr, und unsere Natur setzt alles bey uns in Bewegung, uns dagegen zu vertheidigen.

Auch ein leiser, zitternder, unterbrochener Schall, ist der Erhabenheit fähig. Es liegt in unserer Natur, das, wo wir nicht wissen, was uns widerfahren wird, wir das schlimmste befürchten; und diess eben macht die Ungewissheit dergestalt schrecklich, das wir ihrer selbst mit Gefahr eines gewissen Unglücks los zu werden suchen. Nun setzen uns leise, verwirrte, ungewisse Töne in Ansehung ihrer Ursachen, in diese ängstliche Ungewissheit, und geben uns entweder gar kein oder ein sehr zweifelhaftes Licht, von was für Dingen wir umgeben sind. Aber ein Licht, das mehrmalen hinter einander bald scheint und bald verschwindet, ist noch schrecklicher als die völlige Finsternis.

Jeder Schall, der den natürlichen unartikulirten Tönen des Schmerzens oder der Angst bey Thieren oder Menschen ähnlich ist, kann

in uns große Vorstellungen erregen, es müßte denn die uns bekannte Stimme eines Thieres seyn, das wir gewohnt sind zu verachten.

Auch Geruch und Geschmack haben einigen, wenn gleich kleinen, Antheil an der Hervorbringung großer Ideen. Aber nur eine außerordentlich Bitterkeit, oder ein unerträglicher Gestank erregt eine große Empfindung. Es ist wahr, diese Art von Geschmack oder Geruch ist, wenn sie in ihrer vollen Stärke, und unmittelbar auf den Sinn wirkt, bloß verdrüsslich; aber wenn die gemilderte Vorstellung derselben durch Beschreibung oder Erzählung erweckt wird: dann kann sie eine ächte Quelle des Erhabenen werden, weil sie ein gemäßigter Schmerz ist.

Vom Gefühl kann wenig mehr gesagt werden, als daß der körperliche Schmerz in allen seinen Arten und Graden, als schwere Arbeit, eigentlicher Schmerz, Angst, das Erhabene wirke, und daß außer ihm bey diesem Sinne nichts erhaben sey. —

Ehe ich den aufmerksamen Beobachter verlasse, glaube ich noch die Hauptmomente jener Vergleichung angeben zu müssen, die er zwischen dem Erhabenen und Schönen anstellt.

Erha-

Erhabene Gegenstände sind in ihren Dimensionen groß; schöne, vergleichungsweise klein. Das Schöne muß glatt und polirt; das Große rauh und nachlässig seyn. Schönheit muß die gerade Linie vermeiden, oder doch durch unmerkliche Stufen von ihr abweichen; das Große liebt in vielen Fällen die geraden Linien. Das Schöne darf nicht dunkel, das Erhabene muß zuweilen düster und finster seyn. Das Schöne muß leicht, behend und zart, das Erhabene muß fest, standhaft und sogar massiv seyn. Die Vorstellung des Schönen gründet sich auf Lust, die Vorstellung des Erhabenen auf Schmerz. —

Der Schrecken besteht in einer unnatürlichen Spannung und in gewissen gewaltsamen Erschütterungen der Nerven, und alles was geschickt ist, eine solche Spannung hervorzubringen, vermag Schrecken zu verursachen, und folglich eine Quelle des Erhabenen zu werden. Wenn aber das Erhabene auf Schrecken oder auf eine ihm ähnliche Leidenschaft gegründet ist, wie ist es möglich, daß irgend eine Art von Wohlgefallen aus einer dem Scheine nach ihm so entgegenstehenden Ursache hervorgeht? Burke beantwortet diese Frage auf folgende Weise: Es ist die

die Natur der Ruhe, daß sie alle Theile unsers Körpers schlaff macht, wodurch nicht nur die Glieder zu ihren Verrichtungen ungeschickt werden, sondern auch die Fibern ihre gehörige Spannung und diejenige Festigkeit verlieren, die zur Beförderung aller natürlichen Absonderungen nothwendig ist. Ueberdies sind in diesem Zustande der Lagenweile und der Unthätigkeit die Nerven weit mehrern und weit gewaltsamern Convulsionen ausgesetzt, als wenn sie durch Arbeit abgehärtet und gestärkt werden. Das beste Hülfsmittel gegen diese Uebel ist Bewegung und Arbeit; und Arbeit ist ein Ueberwinden von Schwierigkeiten, eine Aeussereung der zusammenziehenden Kraft unserer Muskeln; und in so fern ist sie dem Schmerz, der auch in Spannung oder Zusammenziehung besteht, in allen Stücken ähnlich, ausser im Grade. Arbeit ist auch für die feinern und zärtern innern Organe nothwendig, auf welche, und durch welche die Einbildungskraft, und vielleicht die übrigen geistigen Kräfte wirken. So wie nun also eine gehörige Anstrengung den gröbern Muskeln unseres körperlichen Baues unentbehrlich ist, und sie ohne solche Erschütterungen kraftlos und unvermögend werden: so ist es auch mit den
feine-

feineren Theilen; wenn sie in der gehörigen Verfassung bleiben sollen, so müssen sie bis auf einen gewissen Grad erschüttert und in Bewegung gesetzt werden. So wie die gemeine Arbeit die Uebung der gröbern Theile unseres Systems ausmacht: so giebt eine gewisse Art von Schrecken die Uebung für die feinem Theile desselben ab. Wenn es Arten von Schmerz giebt, die das Auge oder das Ohr betreffen, so wird der Eindruck derselben, da diese Sinne die feinsten unter allen sind, dem Eindrücke von einer geistigen Ursache am nächsten kommen. Wenn Schmerz oder Schrecken in einem dieser Fälle so gemäsigt ist, daß er nicht wirklich und unmittelbar schädlich wird; wenn der Schmerz nicht bis zur wirklichen Zerrüttung der körperlichen Theile geht, und der Schrecken nicht mit dem gegenwärtigen Untergange der Person zu thun hat: alsdann sind diese Bewegungen, da sie die feinem oder gröbern Gefäße von gefährlichen und beschwerlichen Verstopfungen reinigen, im Stande, angenehme Empfindungen zu erregen; nicht Lust, sondern eine Art von wohlgefälligem Schauer, eine gewisse Ruhe, die mit Schrecken vermischt ist. Schrecken, da er sich auf die Selbsterhaltung bezieht, gehört zu den stärksten

sten Leidenschaften. Sein Gegenstand ist das Erhabene. —

Ich füge diesen lehrreichen Resultaten noch jene treffende und merkwürdige Anmerkung bey, welche der Philosoph von Königsberg *a)* über diese so eben mitgetheilten Untersuchungen unseres Burke macht.

Als psychologische Bemerkungen, sagt Kant, sind diese Zergliederungen der Phänomene unseres Gemüths überaus schön, und geben reichen Stoff zu den beliebtesten Nachforschungen der empirischen Anthropologie. Es ist auch nicht zu läugnen, daß alle Vorstellungen in uns, sie mögen objektiv bloß sinnlich oder ganz intellektuell seyn, doch subjektiv mit Vergnügen oder Schmerz, so unmerklich beydes auch seyn mag, verbunden werden können, (weil sie insgesammt das Gefühl des Lebens afficiren und keine derselben, so fern als sie Modifikation des Subjekts ist, indifferent seyn kann,) sogar, daß, wie Epikur behauptete, alles Vergnügen und Schmerz zuletzt doch körperlich sey, es

a) S. Kritik der Urtheilskraft S. 127. 128.

es mag immer von der Einbildung oder gar von Verstandesvorstellungen anfangen, weil das Leben ohne das Gefühl des körperlichen Organs bloß Bewußtseyn seiner Existenz, aber kein Gefühl des Wohl- oder Uebelbefindens, d. i. der Beförderung oder Hemmung der Lebenskräfte sey; weil das Gemüth für sich allein ganz Leben (das Lebensprincip selbst) ist, und Hindernisse oder Beförderungen außer demselben und doch im Menschen selbst, mithin in der Verbindung mit seinem Körper, gesucht werden müssen.

Setzt man aber das Wohlgefallen am Gegenstande ganz und gar darinn, daß dieser durch Reitz oder durch Rührung vergnügt, so muß man auch keinem andern zumuthen, zu dem aesthetischen Urtheile, das wir fällen, beyzustimmen; denn darüber befragt ein jeder mit Recht nur seinen Privatsinn. Alsdann aber hört auch alle Censur des Geschmacks gänzlich auf; man müßte denn das Beyspiel, welches andere, durch die zufällige Uebereinstimmung ihrer Urtheile, geben, zum Gebot des Beyfalls für uns machen, wider welches Princip wir uns doch vermuthlich sträuben, und auf das natürliche Recht berufen würden, das Urtheil, welches auf dem

dem unmittelbaren Gefühle des eigenen Wohlbefindens beruht, seinem eigenen Sinne und nicht anderer ihrem zu unterwerfen.

Wenn also das Geschmacksurtheil nicht für egoistisch, sondern seiner inneren Natur nach, das ist, um sein selbst, nicht um der Beyspiele willen, die andere von ihrem Geschmack geben, nothwendig als pluralistisch gelten muß, wenn man es als ein solches würdigt, welches zugleich verlangen darf, daß jedermann ihm beypflichten soll; so muß ihm irgend ein (es sey objektives oder subjektives,) Princip a priori zum Grunde liegen, zu welchem man durch Aufspähung empirischer Gesetze der Gemüthsveränderungen niemals gelangen kann; weil diese nur zu erkennen geben, wie geurtheilt wird, nicht aber gebieten, wie geurtheilt werden soll, und zwar gar so, daß das Gebot unbedingt ist, dergleichen die Geschmacksurtheile voraussetzen, indem sie das Wohlgefallen mit einer Vorstellung unmittelbar verknüpft wissen wollen. —

Wenn

Wenn man groſſe und hohe Gegenſtände, ſagt Home, in Abſicht auf die Bewegungen betrachtet, welche ſie erregen: ſo werden ſie das Groſſe und Erhabene genannt. Groſſ und Erhaben werden in einem zwiefachen Sinne genommen. Ueberhaupt bedeuten ſie die Eigenschaft oder den Umſtand in den Gegenſtänden, wodurch die Bewegungen der Gröſſe und des Erhabenen erregt werden; bisweilen auch die Bewegungen ſelbſt.

Es iſt nöthig, zuvor genau zu beſtimmen, was für einen Eindruck die bloſſe körperliche Gröſſe eines Objekts, abgeſondert von allen ſeinen übrigen Eigenſchaften, auf die Seele macht. Die ſicherſte Methode, hiervon zu urtheilen, iſt, daſſ man einen ganz gleichgültigen Gegenſtand wählt, der weder ſchön noch häſſlich iſt, zum Beyſpiel, einen groſſen Haufen von Schutt. Ein ſolcher Gegenſtand, der im Kleinen durchaus unbedeutend ſeyn würde, macht Eindruck und wird angenehm, bloſs wegen des groſſen Raums, den er einnimmt. Und iſt er ſo groſſ, daſſ er das Auge füllt, und die Aufmerkſamkeit hindert, auf andere Gegenſtände überzugehen, ſo iſt der gemachte Eindruck um ſo viel tiefer. Aber, obgleich ein ſimpler Gegenſtand dieſer Art

O

ange-

210 III. Ueber die Natur des Erhabenen.

angenehm seyn kann, so heisst man ihn doch niemals erhaben. Dieser Charakter kömmt ihm nicht anders zu, als wenn er bey seiner Grösse auch noch andere Eigenschaften hat, die zur Schönheit gehören; und je nachdem mehr oder weniger von diesen Eigenschaften mit der Grösse verbunden sind, ist er mehr oder weniger erhaben. Erhaben ist, zum Beyspiel, die Peterskirche in Rom, ein grosser Arm des Meeres; im Gegentheil ist der unförmlich grosse Wallfisch nicht erhaben. Die ausgedehnte Grösse ist also der Umstand, durch welchen sich das Erhabene von dem Schönen unterscheidet. Alle die verschiedenen Bewegungen, die aus der Schönheit entstehen, haben einen gemeinschaftlichen Charakter von Süffigkeit und Fröhlichkeit: die Bewegung, die von dem Erhabenen erzeugt wird, hat einen ganz verschiedenen Charakter. Ein grosser Gegenstand, der angenehm ist, beschäftigt die ganze Aufmerksamkeit, und erfüllt das Herz mit starken Empfindungen, die, obgleich ausnehmend ergötzend, doch mehr ernsthaft als fröhlich sind. Obgleich Regelmässigkeit, Proportion, Ordnung und Farbe eben so wohl zur Hoheit als zur Schönheit gehören, so sind doch diese Eigenschaften der erstern bey weitem nicht

so wesentlich, als der letztern. Bey einem grossen und weit ausgedehnten Gegenstande hat die Seele, die ganz mit den Haupttheilen, weil sie am meisten auffallen, beschäftigt ist, keine Aufmerksamkeit für die kleinen und unbedeutenden übrig. Die ähnlichen Theile eines sehr grossen Gegenstandes können nicht anders als in verschiedenen Entfernungen gesehen werden, geben also bey weitem nicht mehr dieselbe Erscheinung, und seine Regelmässigkeit, und Proportion seiner Theile ist also gewissermassen für das Auge verlohren.

Die Erhabenheit kann also mit einem geringeren Grade von Regelmässigkeit und der andern Eigenschaften, als zur Schönheit erfordert werden, zufrieden seyn.

Bis jetzt betrachtete ich, fährt Home fort, die Wörter gross und erhaben nach ihrer eignen Bedeutung, sofern sie nur von Gegenständen des Gesichts gebraucht werden. Aber man betrachtet auch das Grosse und Erhabene in einem figürlichen Sinne, sofern diese Ausdrücke auf die schönen Künste angewandt werden können. Jede Bewegung, aus welcher Ursache sie auch entspringen mag, die der Bewegung ähnlich ist, welche grosse und erhabene Gegenstände

verursachen, wird auch mit demselben Namen benennt a).

Wenn der Umfang des Gegenstandes, sagt Mendelsohn, nicht auf einmal in die Sinne fallen kann: so hört er auf, sinnlich schön zu seyn, und wird ungeheuer, oder übermächtig groß in der Ausdehnung. Die Empfindung, die alsdann erregt wird, ist zwar von vermischter Natur; sie hat aber für wohlerzogene Gemüther, die an Ordnung und Symmetrie gewöhnt sind, etwas Widriges, indem die Sinne endlich die Grenzen wahrnehmen, aber nicht ohne Beschwerlichkeit umfassen, und in Eine Idee (Vorstellung b) verbinden können. — Wenn die

a) Man vergleiche das in der Allg. deutsch. Bibliothek gefällte Urtheil B. 2. St. 2. S. 20 ff.

b) Wie wichtig hier die bestimmte Unterscheidung dieser beyden ganz wesentlich verschiedene Begriffe bezeichnenden Wörter sey, wird sich als ein recht einleuchtendes Beyspiel bey der Auseinandersetzung der von Kant aufgestellten Hauptmomente des Erhabenen ergeben.

die Gränzen dieser Ausdehnung immer weiter hinausgesetzt werden: so können sie endlich für die Sinne ganz verschwinden, und alsdann entsteht das Sinnlich - Unermessliche. Die Sinne, die etwas zusammengehörendes wahrnehmen, schweifen umher, die Gränzen desselben zu umfassen, und verlieren sich ins Unermessliche. Daraus entsteht Anfangs ein Schauern, das uns überläuft, und sodann etwas dem Schwindel ähnliches, das uns oft nöthiget, die Augen von dem Gegenstande abzuwenden. Das große Weltmeer, eine weit ausgedehnte Ebene, das unzählbare Heer der Sterne, jede Höhe oder Tiefe, die unabsehlich ist, die Ewigkeit und andere solche Gegenstände der Natur, die den Sinnen unermesslich scheinen, erregen diese Art von Empfindung, die in vielen Fällen überaus reizend ist, in manchen aber auch beschwerlich werden kann.

Die Kunst bedient sich gleichfalls dieser Empfindungen, ihrer Annehmlichkeit wegen, und sucht sie durch die Nachahmung hervorzubringen. Die Nachahmung des Sinnlich - Unermesslichen in der Kunst wird schlechtweg das Große genannt. Man versteht aber darunter keine eingeschränkte

114. III. Ueber die Natur des Erhabenen.

Größe, sondern Eine, die gränzenlos scheint, und ein angenehmes Schauern zu erwecken im Stande ist.

So wie es ein Unermessliches der ausgedehnten Größe nach giebt, eben so giebt es ein Unermessliches der Stärke, oder der unausgedehnten Größe nach, das mit jenem ähnliche Wirkungen hat. Die Macht, das Genie, die Tugend, haben ihr unausgedehntes Unermessliches, das gleichfalls eine schauervolle Empfindung erregt, dabey aber den Vorzug hat, daß es durch keine ermüdende Einförmigkeit sich zuletzt in Sättigung und Ekel endiget, wie bey dem unausgedehnten Unermesslichen zu geschehen pflegt. Jene sind so mannigfaltig als groß, und es ist die Empfindung, die sie erregen, von Seiten des Gegenstandes unvermischt; daher die Seele ihnen mit so vieler Begierde nachhängt. Man nennt gemeiniglich das intensiv Große, das Starke und das Starke in der Vollkommenheit mit der besondern Benennung des Erhabenen. Man könnte also überhaupt sagen: ein jedes Ding, das dem Grade seiner Vollkommenheit nach, unermesslich ist oder scheint, wird erhaben genannt. Man nennt Gott das erhabenste Wesen. Man nennt

nennt eine Wahrheit erhaben, die irgend ein sehr vollkommenes Wesen, als Gott, das Weltall, die menschliche Seele angehet, die von unermesslichem Nutzen für das menschliche Geschlecht ist, oder zu deren Erfindung ein großes Genie erfordert wurde.

In den schönen Künsten und Wissenschaften wird die sinnlich vollkommene Vorstellung des Unermesslichen, groß, stark oder erhaben seyn, je nachdem die Gröſe eine Ausdehnung und Menge, oder einen Grad der Kraft, oder insbesondere einen Grad der Vollkommenheit betrifft. Die Empfindung, welche durch das Erhabene hervorgebracht wird, ist zusammengesetzt. Die Gröſse fesselt unsere Aufmerksamkeit; und da es die Gröſse einer Vollkommenheit ist, so hält sich die Seele mit Wohlgefallen an diesem Gegenstande fest, und alle Nebengriffe in derselben werden verdunkelt; die Unermesslichkeit erregt einen süßen Schauer, der uns ganz durchströmt, und die Mannigfaltigkeit verhütet alle Sättigung, und beflügelt die Einbildungskraft, immer weiter und weiter zu dringen. Alle diese Empfindungen

216 III. Ueber die Natur des Erhabenen.

vermischen sich in der Seele, hiefsen in einander, und werden zu einer einzigen Erscheinung, die wir Bewunderung nennen. Wenn man also das Erhabene nach seiner Wirkung beschreiben wollte: so könnte man sagen, es sey das Sinnlichvollkommene in der Kunst, das Bewunderung zu erregen im Stande ist.

Eine jede Vollkommenheit, die durch ihre Grösse über unsere gewöhnlichen Begriffe geht, die Erwartung übertrifft, die wir von einem gewissen Gegenstande haben, oder gar alles übersteigt, was wir uns Vollkommenes denken können, ist ein Gegenstand der Bewunderung.

Endlich erregen die Eigenschaften des allerhöchsten Wesens, die wir in seinen Werken erkennen, die allerentzückendste Bewunderung, weil sie alles übertreffen, was wir uns Grosses, Vollkommenes oder Erhabenes denken können.

Da das Grosse und Erhabene von so verwandter Natur sind; so sieht man, warum die Künstler so oft das Erhabene durch das Grosse unterstützen, und uns gleichsam durch den

den sinnlichen Eindruck des Großen, zur geistigen Vorstellung des Erhabenen vorbereiten. Man begleitet das Erhabene in der Dichtkunst mit dem Großen in der Musik, mit dem Künstlichunermesslichen in der Wiederholung, u. s. w. — Nicht, daß alles Große auch erhaben sey, wie man gemeinlich zu glauben pflegt; sondern weil sich ähnliche Empfindungen wechselsweise unterstützen, und weil das Große eben dasjenige für die äußere Sinne, was das Erhabene für den innern Sinn ist.

Das Schöne, sagt Kant, kommt darinn mit dem Erhabenen überein, daß beydes für sich selbst gefällt, daß beydes kein Sinnes- noch ein logisch bestimmendes, sondern ein Reflexionsurtheil voraussetzt, folglich das Wohlgefallen nicht an einer Empfindung, wie die des Angenehmen, noch an einem bestimmten Begriffe, wie das Wohlgefallen am Guten, hängt, gleichwohl aber doch auf Begriffe, obzwar unbestimmt welche, bezogen wird, mithin das Wohlgefallen an der bloßen Darstellung oder dem Vermögen derselben ge-

knüpft ist, wodurch das Vermögen der Darstellung, oder die Einbildungskraft, bey einer gegebenen Anschauung mit dem Vermögen der Begriffe des Verstandes oder der Vernunft, als Beförderungen der letzteren, in Einstimmung betrachtet wird.

Allein es sind auch namhafte Unterschiede zwischen beyden in die Augen fallend. Das Schöne der Natur betrifft die Form des Gegenstandes, die in der Begränzung besteht; das Erhabene ist dagegen auch an einem formlosen Gegenstande zu finden, sofern Unbegrenztheit an ihm, oder durch dessen Veranlassung, vorgestellt und doch Totalität derselben hinzugedacht wird; so daß das Schöne für die Darstellung eines unbestimmten Verstandesbegriffs, das Erhabene aber, eines dergleichen Vernunftbegriffs, genommen zu werden scheint. Also ist das Wohlgefallen dort mit der Vorstellung der Qualität, hier aber der Quantität verbunden. Auch ist das letztere der Art nach von dem ersteren Wohlgefallen gar sehr unterschieden, indem dieses direkte ein Gefühl der Beförderung des Lebens bey sich führt und daher mit Reitzen und einer spielenden Einbildungskraft vereinbar, jenes aber eine Lust ist, welche nur indirekte entspringt, nemlich

so

so, daß sie durch das Gefühl einer augenblicklichen Hemmung der Lebenskräfte und darauf sogleich folgenden desto stärkeren Erregung derselben erzeugt wird, mithin als Rührung kein Spiel, sondern Ernst in der Beschäftigung der Einbildungskraft zu seyn scheint. Daher es auch mit Reitzen unvereinbar ist und, indem das Gemüth von dem Gegenstande nicht bloß angezogen, sondern wechselseitig auch immer wieder abgestoßen wird, das Wohlgefallen am Erhabenen nicht sowohl positive Lust als vielmehr Bewunderung oder Achtung, das ist, negative Lust genannt zu werden verdient.

Der wichtigste und innere Unterschied aber des Erhabenen vom Schönen ist wohl dieser: daß, wenn wir, wie billig, hier zuvörderst nur das Erhabene an Naturobjekten in Betrachtung ziehen, (das der Kunst wird nemlich immer auf die Bedingungen der Uebereinstimmung mit der Natur eingeschränkt) die Naturschönheit (die selbstständige) eine Zweckmäßigkeit in ihrer Form, wodurch der Gegenstand für unsere Urtheilskraft gleichsam vorherbestimmt zu seyn scheint, bey sich führe, und so an sich einen Gegenstand des Wohlgefallens ausmacht, statt dessen das, was in uns,
ohne

ohne zu vernünfteln, bloß in der Auffassung, das Gefühl des Erhabenen erregt, der Form nach gar zweckwidrig für unsere Urtheilskraft, unangemessen unserem Darstellungsvermögen und gleichsam gewaltthätig für die Einbildungskraft, erscheinen mag, dennoch nur um desto erhabener zu seyn geurtheilt wird.

Man sieht aber hieraus sofort, daß wir uns überhaupt unrichtig ausdrücken, wenn wir irgend einen Gegenstand der Natur erhaben nennen, ob wir zwar ganz richtig sehr viele derselben schön nennen können; denn wie kann das mit einem Ausdrücke des Beyfalls bezeichnet werden, was an sich als zweckwidrig abgefaßt wird. Wir können nicht mehr sagen, als daß der Gegenstand zur Darstellung einer Erhabenheit tauglich sey, die im Gemüthe angetroffen werden kann; denn das eigentliche Erhabene kann in keiner sinnlichen Form enthalten seyn, sondern trifft nur Ideen der Vernunft, welche, obgleich keine ihnen angemessene Darstellung möglich ist, eben durch diese Unangemessenheit, welche sich sinnlich darstellen läßt, rege gemacht und ins Gemüth gerufen werden. — In dem, was wir an der Natur erhaben zu nennen pflegen, ist sogar nichts, was auf besondere objektive Principien

cipien und diesen gemäßen Formen der Natur führte, daß diese vielmehr in ihrem Chaos oder in ihrer wildesten, regellosesten Unordnung und Verwüstung, wenn sie nur Grösse und Macht blicken läßt, die Ideen des Erhabenen am meisten erregt. Zum Schönen der Natur müssen wir einen Grund außer uns suchen, zum Erhabenen aber bloß in uns und der Denkungsart, die in die Vorstellung der ersteren Erhabenheit hineinbringt.

Was die Eintheilung der Momente der aesthetischen Beurtheilung der Gegenstände, in Beziehung auf das Gefühl des Erhabenen, betrifft, so wird die Analytik nach demselben Princip fortlaufen können, wie in der Zergliederung der Geschmacksurtheile geschehen ist. Denn als Urtheile der aesthetischen reflektirenden Urtheilskraft, muß das Wohlgefallen am Erhabenen eben sowohl, als am Schönen, der Quantität nach allgemeingültig, der Qualität nach ohne Interesse, der Relation nach subjektive Zweckmäßigkeit und der Modalität nach die letztere als nothwendig, vorstellig machen.

Aber eine Eintheilung hat die Analysis des Erhabenen nöthig, welche die des Schönen
nicht

nicht bedarf, nemlich die ins mathematisch- und ins dynamisch Erhabene.

Denn da das Gefühl des Erhabenen eine mit der Beurtheilung des Gegenstandes verbundene Bewegung des Gemüths, als seinen Charakter bey sich führt, anstatt daß der Geschmack am Schönen das Gemüth in ruhiger Contemplation voraussetzt und erhält, diese Bewegung aber als subjektiv zweckmäfsig beurtheilt werden soll (weil das Erhabene gefällt) so wird sie durch die Einbildungskraft entweder auf das Erkenntniß- oder auf das Begehungsvermögen bezogen, in beyderley Beziehung aber die Zweckmäfsigkeit der gegebenen Vorstellung nur in Ansehung dieser Vermögen (ohne Zweck oder Interesse) beurtheilt werden: da dann die erste, als eine mathematische, die zweyte als dynamische Stimmung der Einbildungskraft dem Objekte beygelegt und daher dieses auf gedachte zwiefache Art als erhaben vorgestellt wird.

Das mathematisch- Erhabene findet sich bey Gegenständen, bey denen uns ein räumliches Bild den Mafsstab der Gröfse vorhält,

Bey

Bey dem dynamisch-Erhabenen liegt der Maßstab in dem Gefühle der Kraft und der Thätigkeit.

I. Vom Mathematisch-Erhabenen.

Erhaben nennen wir das, was schlecht-
hin groß ist. Groß-seyn aber und eine
Größe seyn sind ganz verschiedene Begriffe
(magnitudo und quantitas). Imgleichen
schlechtweg (simpliciter) sagen, daß etwas groß
sey, ist auch ganz etwas anders, als zu sagen,
daß es schlechtthin groß (absolute non
comparative magnum) sey. Das letztere ist,
das, was über alle Vergleichung groß ist,
Weil es aber in der Beurtheilung der Größe
nicht bloß auf die Vielheit (Zahl), sondern
auch auf die Größe der Einheit (des Maßes)
ankommt und dieser ihre Größe immer wie-
derum etwas anderes als Maß bedarf, womit
es verglichen werden könne: so sehen wir,
daß alle Größenbestimmung der Erschei-
nungenlechterdings keinen absoluten Begriff
von einer Größe, sondern allemal nur einen
Vergleichungsbegriff liefern könne.

Wenn

Wenn wir von einem Gegenstande schlechtweg sagen, er sey groß, so ist dieß kein mathematisch - bestimmendes, sondern ein bloßes Reflexionsurtheil über die Vorstellung desselben, die für einen gewissen Gebrauch unserer Erkenntnißkräfte in der Größenschätzung subjektiv zweckmässig ist, und wir verbinden alsdenn mit der Vorstellung jederzeit eine Art von Achtung, so wie mit dem, was wir schlechtweg klein nennen, eine Verachtung.

Wenn wir aber etwas nicht allein groß, sondern schlechthin - absolut - in aller Absicht (über alle Vergleichung) groß, das ist, Erhabenes, nennen, so sieht man bald ein: daß wir für dasselbe keinen ihm angemessenen Maßstab außer ihm, sondern bloß in ihm zu suchen verstaten. Es ist eine GröÙe, die bloß sich selber gleich ist. Hieraus folgt, daß das Erhabene nicht in den Dingen der Natur, sondern allein in unseren Ideen zu suchen sey.

Die obige Erklärung kann auch so ausgedrückt werden: Erhabenes ist das, mit welchem in Vergleichung alles andere klein ist. Hier sieht man leicht: daß nichts in der Natur gegeben werden könne.

könne, so groß als es auch von uns beurtheilt würde, was nicht, in einem andern Verhältnisse betrachtet, bis zum Unendlich-Kleinen herabgewürdigt werden könnte und umgekehrt, nichts so klein, was sich nicht in Vergleichung mit noch kleinern Maßstäben für unsere Einbildungskraft bis zu einer Weltgröße erweitern liesse. Die Telescopien haben uns die erstere, die Mikroskopien die letztere Bemerkung zu machen reichlichen Stoff an die Hand gegeben. Nichts also, was Gegenstand der Sinnen seyn kann, ist, auf diesen Fuß betrachtet, erhaben zu nennen.

Wir können also zu den vorigen Formeln der Erklärung des Erhabenen noch diese hinzuthun: Erhaben ist was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüths beweiset, das jeden Maßstab der Sinne übertrifft.

Die Größenschätzung durch Zahlbegriffe (oder deren Zeichen in der Algebra) ist mathematisch, die aber in der bloßen Anschauung (nach dem Augenmaße) ist aesthetisch. Alle Größenschätzung der Gegenstände der Natur ist zuletzt aesthetisch (das ist, subjektiv und nicht objektiv bestimmt). Nun giebt es zwar für die mathematische Größenschätzung kein

26 III. Ueber die Natur des Erhabenen.

Größtes (denn die Macht der Zahlen geht ins Unendliche) aber für die aesthetische Größenschätzung giebt es allerdings ein Größtes, und von diesem sage ich: dafs, wenn es als absolutes Mafs, über das kein grösseres subjektiv (dem beurtheilenden Subjekt) möglich sey, beurtheilt wird, es die Idee des Erhabenen bey sich führe und diejenige Rührung, welche keine mathematische Schätzung der Gröfsen durch Zahlen (es sey denn so weit jenes aesthetische Grundmafs dabey in der Einbildungskraft lebendig erhalten wird) bewirken kann, hervorbringe, weil die letztere immer nur die relative Gröfse durch Vergleichung mit andern gleicher Art, die erstere aber die Gröfse schlechthin, so weit das Gemüth sie in einer Anschauung fassen kann, darstellt.

Anschaulich ein Quantum in die Einbildungskraft aufzunehmen, um es zum Mafse, oder als Einheit, zur Größenschätzung durch Zahlen brauchen zu können, dazu gehören zwey Handlungen dieses Vermögens: Auffassung (apprehensio) und Zusammenfassung (comprehensio aesthetica). Mit der Auffassung hat es keine Noth; denn damit kann es ins Unendliche gehen: aber die Zusammen-

Zusammenfassung wird immer schwerer, je weiter die Auffassung fortrückt, und gelangt bald zu ihrem Maximum, nemlich dem aesthetisch-größten Grundmaße der Größenschätzung. Denn, wenn die Auffassung so weit gelangt ist, daß die zuerst aufgefaßten Theilvorstellungen der Sinnesanschauung in der Einbildungskraft schon zu erlöschen anheben, indessen daß diese zur Auffassung mehrerer fortrückt, so verliert sie auf einer Seite eben so viel, als sie auf der andern gewinnt, und in der Zusammenfassung ist ein Größtes, über welches sie nicht hinauskommen kann. —

Weil alles, was der bloß reflektirenden Urtheilskraft ohne Interesse gefallen soll, in seiner Vorstellung subjektive und, als solche, allgemeingültige Zweckmäßigkeit bey sich führen muß, gleichwohl aber hier keine Zweckmäßigkeit der Form des Gegenstandes (wie bey dem Schönen) der Beurtheilung zum Grunde liegt, so fragt sich, welches ist diese subjektive Zweckmäßigkeit und wodurch wird sie als Norm vorgeschrieben, um in der bloßen Größenschätzung und zwar der, welche gar bis zur Unangemessenheit unseres Vermögens der Einbildungskraft in Darstellung des Begriffs von einer Größe getrieben worden,

einen Grund zum allgemeingültigen Wohlgefallen abzugeben.

Die Einbildungskraft schreitet in der Zusammensetzung die zur Größenvorstellung erforderlich ist, von selbst, ohne daß ihr etwas hinderlich wäre, ins Unendliche fort; der Verstand aber leitet sie durch Zahlbegriffe, wozu jene das Schema hergeben muß, und in diesem Verfahren als zur logischen Größenschätzung gehörig, ist etwas, was zwar objektiv zweckmäßig ist, nach dem Begriffe von einem Zwecke (dergleichen jede Ausmessung ist) aber nichts für die aesthetische Urtheilskraft zweckmäßiges und gefallendes. Es ist auch in dieser absichtlichen Zweckmäßigkeit nichts, was die GröÙe des Masses, mithin der Zusammenfassung des Vielen in eine Anschauung, bis zur Gränze des Vermögens der Einbildungskraft, und so weit, wie diese in Darstellungen nur immer reichen mag, zu treiben nöthigte.

Nun aber hört das Gemüth in sich auf die Stimme der Vernunft, welche zu allen gegebenen GröÙen, selbst denen, die zwar niemals ganz aufgefaßt werden können, gleichwohl aber (in der sinnlichen Vorstellung) als ganz gegeben beurtheilt werden, Totalität fordert,

dert, mithin Zusammenfassung in eine Anschauung und für alle jene Glieder einer fortschreitend - wachsenden Zahlreihe Darstellung verlangt und selbst das Unendliche (Raum und verflossene Zeit) von dieser Forderung nicht ausnimmt, vielmehr es unvermeidlich macht, es sich (in dem Urtheile der gemeinen Vernunft) als ganz (seiner Totalität nach) gegeben zu denken.

Das Unendliche aber ist schlechthin (nicht bloß comparativ) groß. Mit diesem verglichen ist alles andere (von derselben Art Größen) klein. Aber, was das vornehmste ist, es als ein Ganzes auch nur denken zu können zeigt ein Vermögen des Gemüths an, welches allen Mafstab der Sinne übertrifft. Denn dazu würde eine Zusammenfassung erfordert werden, welche einen Mafstab als Einheit lieferte, der zum Unendlichen ein bestimmtes, in Zahlen angebliches Verhältniß hätte, welches unmöglich ist. Das Unendliche aber dennoch ohne Widerspruch auch nur denken zu können, dazu wird ein Vermögen, das selbst überfinnlich ist, im menschlichen Gemüthe erfordert. Denn nur durch dieses und dessen Idee eines Noumens, welches selbst keine Anschauung verstattet,

30 III. Ueber die Natur des Erhabenen.

aber doch der Weltanschauung, als bloßer Erscheinung, zum Substrat untergelegt wird, wird das Unendliche der Sinnenwelt, in der reinen intellektuellen Größenschätzung, unter einem Begriffe ganz zusammengefaßt, obzwar es in der mathematischen durch Zahlenbegriffe nie ganz gedacht werden kann. Selbst ein Vermögen sich das Unendliche der überfinnlichen Anschauung als (in seinem intelligibelen Substrat) gegeben denken zu können übertrifft allen Maßstab der Sinnlichkeit und ist über alle Vergleichung selbst mit dem Vermögen der mathematischen Schätzung groß, freylich wohl nicht in theoretischer Absicht zum Behuf des Erkenntnisvermögens, aber doch als Erweiterung des Gemüths, welches die Schranken der Sinnlichkeit in anderer (der praktischen) Absicht zu überschreiten sich vermögend fühlt.

Erhaben ist also die Natur, in derjenigen ihrer Erscheinungen, deren Anschauung die Idee ihrer Unendlichkeit bey sich führt. Dieses letztere kann nun nicht anders geschehen, als durch die Unangemessenheit, selbst der größten Bestrebung unserer Einbildungskraft in der Größenschätzung eines Gegenstandes. Nun ist aber für die mathematische Größenschätzung

schätzung die Einbildungskraft jedem Gegenstande gewachsen, um für dieselbe ein hinlängliches Mafs zu geben, weil die Zahlbegriffe des Verstandes, durch Progreffion, jedes Mafs einer jeden Gröfse angemessen machen können. Also muß es die ästhetische Größenschätzung seyn, in welcher die Bestrebung zur Zusammenfassung das Vermögen der Einbildungskraft überschreitet, die progressive Auffassung in ein Ganzes der Anschauung zu begreifen gefühlt und dabey zugleich die Unangemessenheit dieses Vermögens, welches im Fortschreiten unbegränzt ist, wahrgenommen wird, ein mit dem mindesten Aufwande des Verstandes zur Größenschätzung taugliche Grundmafs zu fassen und zur Größenschätzung zu gebrauchen. Nun ist das eigentliche unveränderliche Grundmafs der Natur das absolute Ganze derselben, welches bey ihr als Erscheinung zusammengefaßte Unendlichkeit ist. Da aber dieses Grundmafs ein sich selbst widersprechender Begriff ist (wegen der Unmöglichkeit der absoluten Totalität eines Progresses ohne Ende) so muß diejenige Gröfse eines Naturobjekts, an welcher die Einbildungskraft ihr ganzes Vermögen der Zusammenfassung fruchtlos verwendet, den Begriff der Natur auf ein übersinnliches Substrat (das

ihr und zugleich unserm Vermögen zu denken zum Grunde liegt) führen, welches über allen Mafstab der Sinne groß ist und daher, nicht sowohl den Gegenstand, als vielmehr die Gemüthsstimmung in Schätzung desselben, als erhaben beurtheilen läßt.

Also, gleichwie die ästhetische Urtheilskraft in Beurtheilung des Schönen die Einbildungskraft in ihrem freyen Spiele auf den Verstand bezieht, um mit dessen Begriffen überhaupt (ohne Bestimmung derselben) zusammenzustimmen: so bezieht sie dasselbe Vermögen in Beurtheilung eines Dinges als Erhabenen auf die Vernunft, um zu deren Ideen (unbestimmt welchen) subjektiv übereinzustimmen, das ist, eine Gemüthsstimmung hervorzubringen, welche derjenigen gemäß und mit ihr verträglich ist, die der Einfluß bestimmter Ideen (praktischer) aufs Gefühl bewirken würde.

Man sieht hieraus auch, daß die wahre Erhabenheit nur im Gemüthe des Urtheilenden, nicht in dem Naturobjekte, dessen Beurtheilung diese Stimmung desselben veranlaßt, müsse gesucht werden.

Das

Das Gefühl des Erhabenen in der Natur ist Achtung für unsere eigene Bestimmung, die wir einem Objekte der Natur durch eine gewisse Subreption (Verwechslung einer Achtung für das Objekt statt der für die Idee der Menschheit in unserm Subjekte) beweisen, welches uns die Ueberlegenheit der Vernunftbestimmung unserer Erkenntnißvermögen über das grösste Vermögen der Sinnlichkeit gleichsam anschaulich macht.

Das Gefühl des Erhabenen ist also ein Gefühl der Unlust, aus der Unangemessenheit der Einbildungskraft in der ästhetischen Größenschätzung, für die durch die Vernunft, und eine dabey zugleich erweckte Lust, aus der Uebereinstimmung eben dieses Urtheils der Unangemessenheit des grössten sinnlichen Vermögens zu Vernunftideen, sofern die Bestrebung zu denselben doch für uns Gesetz ist. Es ist nemlich für uns Gesetz (der Vernunft) und gehört zu unserer Bestimmung, alles, was die Natur als Gegenstand der Sinne für uns Grosses enthält, in Vergleichung mit Ideen der Vernunft für klein zu schätzen und, was das Gefühl dieser übersinnlichen Bestimmung in uns rege macht, stimmt zu jenem Gesetze zusammen. Nun ist die grösste Bestrebung

P 5

der

der Einbildungskraft in Darstellung der Einheit für die Größenschätzung eine Beziehung auf etwas Absolut - großes, folglich auch eine Beziehung auf das Gesetz der Vernunft dieses allein zum obersten Mafse der Gröfsen anzunehmen. Also ist die innere Wahrnehmung der Unangemessenheit alles sinnlichen Maßstabes zur Größenschätzung der Vernunft eine Uebereinstimmung mit Gesetzen derselben und eine Unlust, welche das Gefühl unserer übersinnlichen Bestimmung in uns rege macht, nach welcher es zweckmäfsig, mithin Lust ist, jeden Maßstab der Sinnlichkeit den Ideen der Vernunft unangemessen zu finden.

Das Gemüth fühlt sich in der Vorstellung des Erhabenen in der Natur bewegt: da es in dem aesthetischen Urtheile über das Schöne derselben in ruhiger Contemplation ist.

So wie Einbildungskraft und Verstand in der Beurtheilung des Schönen durch ihre Einhelligkeit, so bringen Einbildungskraft und Vernunft durch ihren Widerstreit subjektive Zweckmäfsigkeit der Gemüthskräfte hervor, nemlich ein Gefühl, daß wir reine selbstständige Vernunft haben, ein Vermögen der

der Größenschätzung, dessen Vorzüglichkeit durch nichts anschaulich gemacht werden kann, als durch die Unzulänglichkeit desjenigen Vermögens, welches in Darstellung der Größen (sinnlicher Gegenstände) selbst unbeschränkt ist.

Die Qualität des Gefühls des Erhabenen ist: daß sie ein Gefühl der Unlust über das aesthetische Beurtheilungsvermögen an einem Gegenstande ist, die darin doch zugleich als zweckmäßig vorgestellt wird; welches dadurch möglich ist, daß das eigne Unvermögen das Bewußtseyn eines unbeschränkten Vermögens desselben Subjekts entdeckt und das Gemüth das letztere nur durch das erstere aesthetisch beurtheilen kann.

II. Vom Dynamisch-Erhabenen der Natur.

Die Natur im aesthetischen Urtheile als Macht, die über uns keine Gewalt hat, betrachtet, ist dynamisch erhaben. Für die aesthetische Urtheilskraft kann die Natur
nur

nur sofern als Macht, mithin dynamisch-erhaben, gelten, sofern sie als Gegenstand der Furcht betrachtet wird.

Man kann aber einen Gegenstand als furchtbar betrachten, ohne sich vor ihm zu fürchten, wenn wir ihn nemlich so beurtheilen, daß wir uns bloß den Fall denken, da wir ihm etwa Widerstand thun wollten, und daß alsdenn aller Widerstand bey weitem vergeblich seyn würde. Der sich fürchtet, kann über das Erhabene der Natur gar nicht urtheilen, so wenig als der, welcher durch Neigung und Appetit eingenommen ist, über das Schöne.

Die Natur heißt hier erhaben, bloß weil sie die Einbildungskraft zur Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in welchen das Gemüth die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung selbst über die Natur sich fühlbar machen kann. —

Darum, weil das Urtheil über das Erhabene der Natur Kultur bedarf (mehr als das über das Schöne), ist es doch dadurch nicht eben von der Kultur zuerst erzeugt und etwa bloß conventionsmäßig in der Gesellschaft einge-

eingeführt, sondern hat ihre Grundlage in der menschlichen Natur und zwar demjenigen, was man mit dem gefunden Verstande zugleich jedermann ansinnen und von ihm fordern kann, nemlich in der Anlage zum Gefühl für (praktische) Ideen, das ist, den moralischen.

Hierauf gründet sich nun die Nothwendigkeit der Beystimmung des Urtheils Anderer vom Erhabenen zu dem unsrigen, welche wir in diesem zugleich mit einschließen.

Der Gegenstand eines reinen und unbedingten intellektuellen Wohlgefallens ist das moralische Gesetz in seiner Macht, die es in uns über alle und jede vor ihm vorhergehende Triebfedern des Gemüths ausübt und, da diese Macht sich eigentlich nur durch Aufopferungen ästhetisch - kenntlich macht, welches eine Beraubung, obgleich zum Behuf der innern Freyheit, ist, dagegen eine unergründliche Tiefe dieses übersinnlichen Vermögens, mit ihren ins Unabsehbliche sich erstreckenden Folgen, in uns aufdeckt, so ist das Wohlgefallen von der ästhetischen Seite (in Beziehung auf Sinnlichkeit) negativ, das ist, wider dieses Interesse, von der intellektuellen
aber

aber betrachtet positiv und mit einem Interesse verbunden. Hieraus folgt: daß das intellektuelle, an sich selbst zweckmäßige (das Moralisch-Gute), ästhetisch beurtheilt, nicht sowohl schön, als vielmehr erhaben vorgestellt werden müsse, so daß es mehr das Gefühl der Achtung (welches den Reitz verschmäh't) als der Liebe und vertraulichen Zuneigung erwecke; weil die menschliche Natur nicht so von selbst, sondern nur durch Gewalt, die die Vernunft der Sinnlichkeit anthut, zu jenem Guten zusammenstimmt. —

Ich beschliesse diese Abhandlung des Erhabenen mit einem soviel möglich zusammengedrängten Auszuge aus den angestellten Beobachtungen des Königsbergischen Philosophen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.

Erster Abschnitt.

Von den unterschiedenen Gegenständen des Gefühles vom Erhabenen und Schönen.

Die verschiedenen Empfindungen des Vergnügens oder des Verdrusses beruhen nicht so
sehr

sehr auf der Beschaffenheit der äusseren Dinge, die sie erregen, als auf dem jedem Menschen eigenen Gefühle, dadurch mit Lust oder Unlust gerührt zu werden. Daher kommen die Freuden einiger Menschen, woran andere einen Eckel haben. —

Das Erhabene rührt, das Schöne reizt. — Das Erhabene ist wiederum verschiedener Natur. Das Gefühl desselben ist bisweilen mit einigem Grausen, oder auch Schwermuth, in einigen Fällen bloß mit ruhiger Bewunderung, und in noch andern mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das erstere will ich das Schreckhafterhabene, das zweite das Edle, und das dritte das Prachtige nennen. Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art.

Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein seyn. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann geputzt und geziert seyn. Eine große Höhe ist eben sowohl erhaben als eine große Tiefe; allein diese ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der Bewunderung; daher diese Empfindung schrecklich erhaben,

haben, jene edel seyn kann. Die Peterskirche in Rom ist prächtig. Weil auf diesen Entwurf, der groß und einfältig ist, Schönheit, zum Beyspiel, Gold, mosaische Arbeit u. s. w. so verbreitet ist, daß die Empfindung des Erhabenen doch am meisten hindurch wirkt: so heist der Gegenstand prächtig.

Zweyter Abschnitt.

Von den Eigenschaften des Erhabenen und Schönen am Menschen überhaupt.

Verstand ist erhaben, Witz ist schön. Kühnheit ist erhaben und groß, List ist klein, aber schön. Erhabene Eigenschaften flößen Hochachtung, schöne aber Liebe ein. Man schätzt manchen viel zu hoch, als daß man ihn lieben könnte. Diejenigen, welche beyderley Gefühl in sich vereinbaren, werden finden, daß die Rührung von dem Erhabenen mächtiger ist, als die von dem Schönen; nur daß sie ohne Abwechslung oder Begleitung der letzteren ermüdet, und nicht lange genossen werden kann. Freundschaft

ſchaft hat hauptſächlich den Zug des Erhabenen, Geſchlechterliebe aber des Schönen an ſich. In dem Trauerſpiele wird das Gefühl fürs Erhabene, in dem Luſtſpiel für das Schöne geführt. Selbſt die Laſter und moralischen Gebrechen führen öfters gleichwohl einige Züge des Erhabenen oder Schönen bey ſich; wenigſtens ſo, wie ſie unſerm ſinnlichen Gefühle erſcheinen, ohne durch Vernunft geprüft zu ſeyn. Der Zorn eines Furchtbaren iſt erhaben, wie Achilles Zorn in der Iliade. Coquetterie in ſeinem Verſtande iſt vielleicht tadelhaft, aber doch ſchön. Die Geſtalt der Perſonen, die durch ihr äußeres Anſehen gefallen, ſchlägt bald in die eine, bald in die andere Art des Gefühles ein. In moralischen Eigenſchaften iſt wahre Tugend allein erhaben. Es giebt gleichwohl gute ſittliche Qualitäten, die liebenswürdig und ſchön ſind, und in ſo fern ſie mit der Tugend harmoniren, auch als edel angeſehen werden, ob ſie gleich eigentlich nicht zur tugendhaften Gefinnung gezählt werden können. — Der, deſſen Gefühl ins Melancholiſche einſchlägt, hat vorzüglich ein Gefühl für das Erhabene. Der von ſanguiniſcher Gemüthsart hat ein herrſchendes Gefühl für das

Schöne. Da in der phlegmatischen Mischung keine Ingredienzien vom Erhabenen oder Schönen in sonderlich merklichem Grade hineinzukommen pflegen: so gehöret diese Gemüthseigenschaft nicht in den Zusammenhang unserer Erwägungen. Man thut einander zwar Unrecht, wenn man denjenigen, der den Werth oder die Schönheit dessen, was uns rührt oder reizt, nicht einsieht, damit abfertigt, daß er es nicht versteht. Es kömmt hierbey nicht so sehr darauf an, was der Verstand einsehe, sondern was das Gefühl empfinde. Gleichwohl haben die Fähigkeiten der Seele einen so großen Zusammenhang, daß man mehrentheils von der Erscheinung der Empfindung auf die Talente der Einsicht schliessen kann. Derjenige, welchen der Eigennutz beherrscht, ist ein Mensch, mit welchem man über den feineren Geschmack niemals vernünfteln muß.

D r i t t e r A b s c h n i t t .

Von dem Unterschiede des Erhabenen und Schönen in dem Gegenverhältniſſe beyder Geschlechter.

In dem Gemüthscharakter des Frauenzimmers liegen eigenthümliche Züge, die es von dem unferen deutlich unterscheiden, und die darauf hauptsächlich hinauslaufen, ſie durch das Merkmal des Schönen kenntlich zu machen. Andererſeits könnten wir auf die Benennung des edlen Geſchlechtes Anspruch machen. Ich will damit ſo viel ſagen, daß von einem Frauenzimmer alle andere Vorzüge ſich nur dazu vereinigen ſollen, um den Charakter des Schönen zu erhöhen, welcher der eigentliche Beziehungspunkt iſt, und dagegen unter den männlichen Eigenſchaften das Erhabene, als das Kennzeichen ſeiner Art, deutlich hervorſteche. Das Frauenzimmer hat ein angebohrnes ſtärkeres Gefühl für alles, was ſchön, zierlich und geſchmückt iſt. Das ſchöne Geſchlecht hat eben ſo wohl Verſtand

44 III. Ueber die Natur des Erhabenen.

als das männliche, es ist nur ein schöner Verstand, der unserige soll ein tiefer Verstand seyn, welches ein Ausdruck ist, der einerley mit dem Erhabenen bedeutet.

Zur Schönheit aller Handlungen gehöret vornemlich, dafs sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden; dagegen Bestrebungen und überwundene Schwierigkeiten Bewunderung erregen und zum Erhabenen gehören. Die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend, die des männlichen Geschlechts, soll eine edele Tugend seyn. Sie werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht ist, sondern weil es häßlich ist, und tugendhafte Handlungen bedeuten bey ihnen solche, die sittlich schön sind. Selbst viele von ihren Schwachheiten sind, so zu reden, schöne Fehler. Beleidigung oder Unglück bewegen ihre zarten Seelen zur Wehmuth. Der Mann muß niemals andere als großmüthige Thränen weinen. Die Eitelkeit ist nur ein schöner Fehler des Frauenzimmers, denn es belebt dadurch wirklich seine Reize. — Dem Schönen ist nichts so sehr ent-

entgegenge setzt als der Eckel, so wie nichts tiefer unter das Erhabene sinkt, als das Lächerliche.

Das Frauenzimmer hat ein vorzügliches Gefühl für das Schöne, so fern es ihnen selbst zukömmt; aber für das Edle, in so weit es am männlichen Geschlechte angetroffen wird. Der Mann dagegen hat ein entschiedenes Gefühl für das Edle, das zu seinen Eigenschaften gehört: für das Schöne aber, in so fern es an dem Frauenzimmer angetroffen wird. Daraus muß folgen, daß die Zwecke der Natur darauf gehen, den Mann durch die Geschlechterneigung noch mehr zu veredeln, und das Frauenzimmer durch eben dieselbe noch mehr zu verschönern. In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Person ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack des Weibes belebt und regiert wird. Eine Gemüthsart, je erhabener sie ist, desto geneigter ist sie auch, die größte Absicht der Bemühungen in die Zufriedenheit eines geliebten Gegenstandes zu setzen, und anderer-

seits, je schöner sie ist, desto mehr sucht sie durch Gefälligkeit diese Bemühung zu erwiedern.

Vierter Abschnitt.

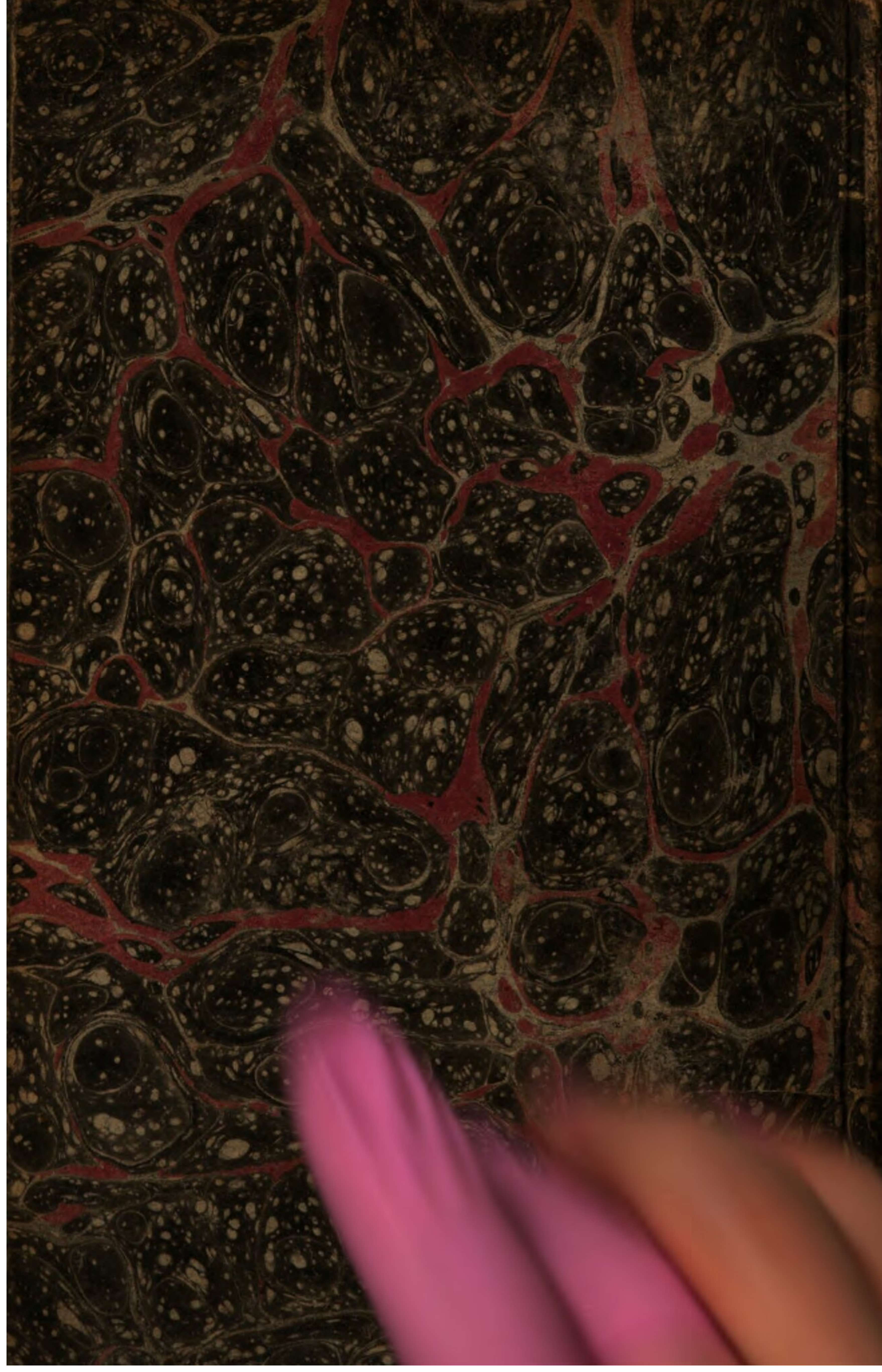
Von den Nationalcharaktern, in so fern sie auf dem unterschiedlichen Gefühle des Erhabenen und Schönen beruhen.

Unter den Völkerschaften unseres Welttheiles sind, meiner Meinung nach, die Italiäner und Franzosen diejenigen, welche durch das Gefühl des Schönen, die Deutschen, Engländer und Spanier aber, die durch das Gefühl des Erhabenen sich unter allen übrigen am meisten auszeichnen. Das Schöne selbst ist entweder bezaubernd und rührend, oder lachend und reizend. Den Italiänern scheint die erstere, den

den Franzosen die zweite Art des schönen Gefühls vorzüglich angemessen zu seyn. In dem Nationalcharakter, der den Ausdruck des Erhabenen an sich hat, ist dieses entweder das von der schreckhaften Art, das sich ein wenig zum Abentheuerlichen neigt, oder es ist ein Gefühl für das Edle, oder für das Prachtige. Ich lege das Gefühl der ersteren Art dem Spanier, der zweiten dem Engländer und der dritten dem Deutschen bey.

Das Gefühl fürs Prachtige ist seiner Natur nach nicht Original, so wie die übrigen Arten des Geschmacks. — Der Deutsche wird demnach weniger Gefühl in Ansehung des Schönen haben, als der Franzose, und weniger von demjenigen, was auf das Erhabene geht, als der Engländer. Aber in denen Fällen, wo beides verbunden erscheinen soll, wird es seinem Gefühle mehr gemäß seyn, wie er denn auch die Fehler glücklich vermeiden wird, in die eine ausschweifende Stärke einer jeden dieser Arten des Gefühls allein gerathen könnte. — Diese den Nationen beygelegte Wahl des Geschmacks wird durch die Künste und Wissenschaft-

enschaften, und vorzüglich durch die einer jeden eigenthümliche moralische Seite bestätigt. — Gerne möchten wir auch hier noch dem philosophischen Beobachter folgen, wenn es die engen Gränzen eines Auszuges erlaubten, die vielleicht jetzt schon von uns überschritten sind.



Dreves, Simon,

Resultate der philosophirenden Vernunft über die Natur des Vergnügens, der
Schönheit und des Erhabenen

Leipzig 1793

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.119

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108953-4

VD18 10610839